

## Bücher Berge

Frische Literatur aus dem Gastland Österreich und was sich noch zu lesen lohnt in diesem Frühling in der **literataz** zur ersten Leipziger Live-Buchmesse seit drei Jahren

Illustration: Eléonore Roedel

Kommentar von **Bernd Pickert**

### Biden 2024: Chance und Risiko

Man merkt es an den Textbergen, die US-amerikanische Medien schon kurz nach der Erklärung Joe Bidens zu seiner erneuten Präsidentschaftskandidatur 2024 auf ihre Webseiten schaufelten: Überrascht ist da niemand. Das Datum, dass Biden für seine Videoankündigung gewählt hat – auf den Tag genau vier Jahre nach Ankündigung seiner ersten Kandidatur –, passt zu seiner Message: Finish the job, die Aufgabe zu Ende bringen. Und das heißt vor allem: Zum zweiten Mal Donald Trump vom Weißen Haus fernhalten, oder halt Ron DeSantis.

Mit Bidens lang erwarteter Kandidatur klären sich ein paar Dinge. Die Republikaner\*innen wissen, dass sie einen Referendumswahlkampf über den Amtsinhaber führen können – und der steht bei schlechten Popularitätswerten. Aber auch: Aufseiten der Demokraten\*innen wird es keinen ernsthaften Vorwahlkampf geben. Der Vorteil davon: Immerhin wird nicht permanent aus den eigenen Reihen heraus der Öffentlichkeit verkündet, was für ein unfähiger und viel zu alter Kandidat Biden sei. Die Partei kann geeint in den Wahlkampf ziehen – während sich die potenziellen republikanischen Kandidat\*innen schon jetzt mit Dreck bewerfen. Allerdings: Letzteres ist die interessantere Geschichte, und so werden monatelang die Republikaner\*innen die Abendnachrichten dominieren, mit viel Sendezeit für ihre Anti-Biden-Botschaften.

Es ist viel zu früh, auch nur eine annähernde Einschätzung darüber abzugeben, wer letztlich in über eineinhalb Jahren die Nase vorn haben wird. Was passiert in der Ukraine? Wie entwickelt sich die Inflation? Wird Donald Trump noch verurteilt? Bleibt Biden leidlich fit? Kann Vizepräsidentin Kamala Harris endlich ein bisschen Profil entwickeln? Alles offen, aber womöglich wahlentscheidend im November 2024.

Greifen die noch vor den Zwischenwahlen im vergangenen Jahr beschlossenen Maßnahmen aus dem Investitions- und Infrastrukturpaket – republikanische Sabotageversuche im Repräsentantenhaus sind garantiert –, könnte Biden das einen gewaltigen Schub geben. Einen amtierenden Präsidenten, statistisch gesehen ohnehin nicht leicht zu schlagen, könnte das locker über die Ziellinie bringen.

Die größte Gefahr für Joe Biden ist dabei weder Donald Trump noch Ron DeSantis. Wenn tatsächlich einer von beiden der republikanische Kandidat wird, mobilisiert das die Gegenseite, genau wie 2020. Die größte Gefahr für Biden ist er selbst. Ein paar Blöðheiten bei offenem Mikrofon, und er wird vom starken Amtsinhaber zum greisen Clown. Seine Wiederwahlkandidatur ist wohl richtig – aber sie birgt hohe Risiken.

8

**Künstliche Bildung**  
Robert Lepenies über KI an Schulen und Unis

5

Ausgabe Berlin  
Nr. 13110  
€ 3,20 Ausland  
€ 2,60 Deutschland

Die taz wird ermöglicht durch  
**22.546**

GenossInnen, die in die Pressevielfalt investieren. Infos unter [geno@taz.de](mailto:geno@taz.de) oder 030 | 25 90 22 13  
Aboservice: 030 | 25 90 25 90  
fax 030 | 25 90 26 80  
[abomail@taz.de](mailto:abomail@taz.de)  
Anzeigen: 030 | 25 902 -130 / -325  
[anzeigen@taz.de](mailto:anzeigen@taz.de)  
taz Shop: 030 | 25 90 21 38  
Redaktion: 030 | 259 02-0  
fax 030 | 251 51 30,  
[briefe@taz.de](mailto:briefe@taz.de)  
taz

Postfach 610229, 10923 Berlin  
[twitter.com/tazgezwitscher](https://twitter.com/tazgezwitscher)  
[facebook.com/taz.kommune](https://facebook.com/taz.kommune)  
[www.taz.de](http://www.taz.de)



3 061 7

### VERBOTEN

Guten Tag!

Was für ein Unfall! Der hätte doch unter normalen Bedingungen nicht einmal ein Praktikum im Weißen Haus bekommen: *verboten* kritisiert die Kandidatur des unbedarften Klassensprechers Joseph aus Delaware für die US-Präsidentschaft.



Foto: Archiv/contrastofaif

### Hätte, hätte, Lieferkette

Wie die neue EU-Regel gegen Ausbeutung bei importierten Produkten weiter aufgeweicht wird

3

### Ciao, ciao, Antifaschismus

NSU-Untersuchung unerwünscht: Die Abstrafung der grünen Abgeordneten Miriam Block in Hamburg

11

Anzeige



# „BUCHSTÄBLICH ÜBERRASCHEND“

## 27.-30. APRIL 2023

**meois wiamia**

GASTLAND ÖSTERREICH LEIPZIGER BUCHMESSE 2023



**Leipziger Buchmesse**





**taz**  **shop**

**©TOM-Tasse-Set.** Es gibt Comics, die kann man öfter lesen, ohne dass einem langweilig wird. Manche auch jeden Tag. Die haben wir auf Tassen drucken lassen, gegen Morgenmuffeligkeit. Das Set reicht von Montag bis Freitag, dann muss gespült werden. Spülmaschinenfest. **€ 40,50**

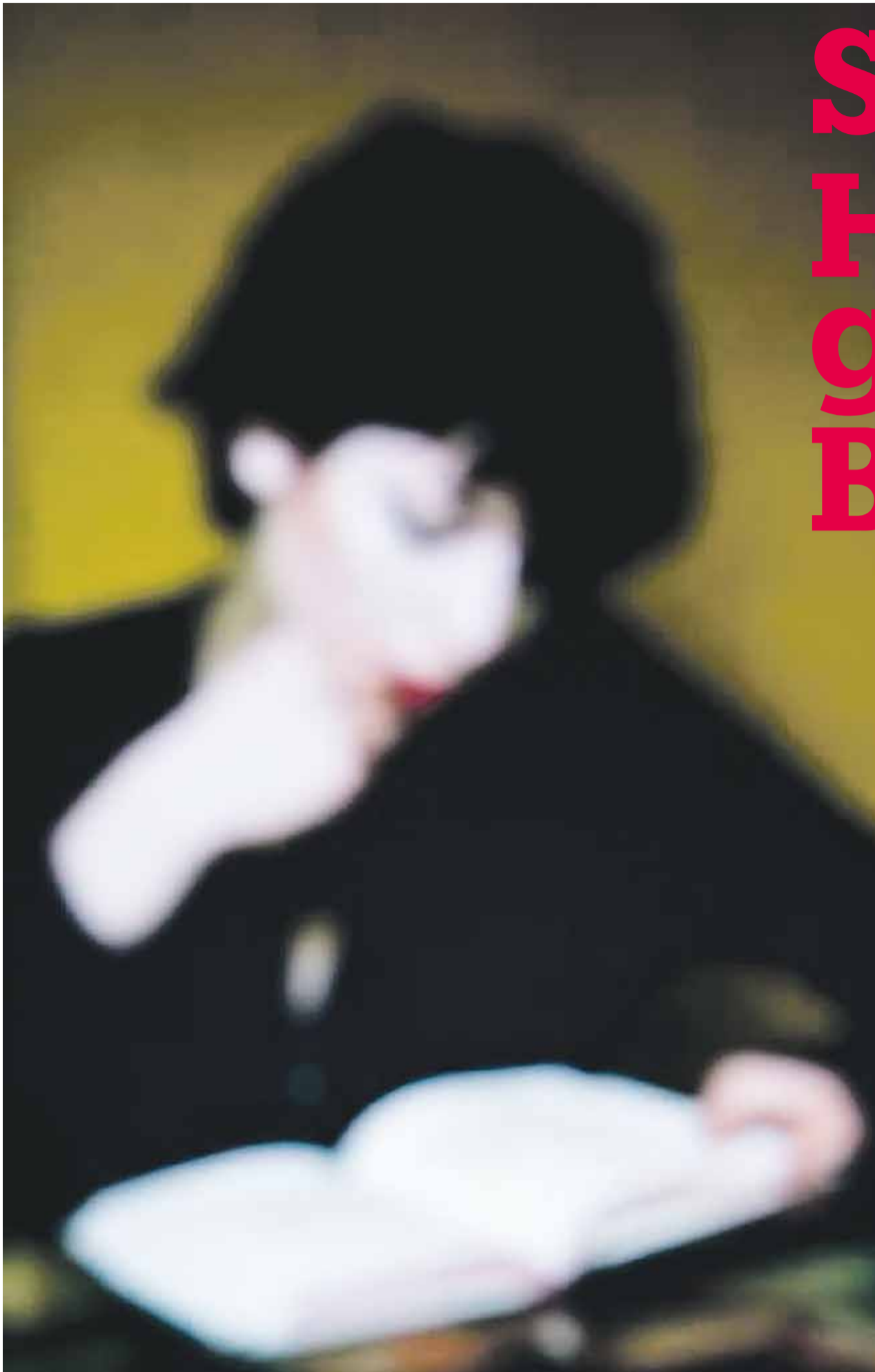


Foto: François Fontaine/Agence Vu/laif

# Schräge Heimat, gute Bücher

Andreas Maier beschreibt die Enge Deutschlands vor der Sesamstraße. Beim Gastland der Leipziger Buchmesse Österreich trendet unter den Autorinnen die Wut auf ihr Heimatland. Gerd Koenen analysiert angesichts des Angriffskrieges auf die Ukraine den Aggressor Russland. Und Meron Mendel und Anna Staroselski führen ein Streitgespräch über Antizionismus und Antisemitismus. Wichtige Romane und Sachbücher dieses Frühjahrs auf 12 Seiten

## Neue Bücher von

Joy Williams, Andreas Maier, Jenny Hval, Andrej Blatnik, Birgit Birnbacher, Gertraud Klemm, Biwi Kefempom, Meron Mendel, Paul Brodowsky, Gerd Koenen, Angela Saini, Elizabeth Duval, Timothy Garton Ash, Franziska Grillmeier

Anzeige

»So kennt man das bei Regener – doch nie zuvor hat es so viel Spaß gemacht.« *kulturnews*

Sven Regeners großer, wilder Roman über Liebe, Freundschaft, Verrat, Kunst und Wahn in einer seltsamen Stadt in einer seltsamen Zeit.



**SPIEGEL Bestseller**  
Jetzt als Taschenbuch

Taschenbuch, € (D) 15,-  
Verfügbar auch als E-Book

Kiepenheuer & Witsch

Foto © Charlotte Golemann



## editorial

## Heimat, warum?

Heimat macht wütend, wird verhandelt oder ist sicherer Hafen. Das zeigen auch die Bücher dieser literataz

Mehr als die Hälfte der Bevölkerung in Deutschland ist der Ansicht, dass die Israelis die Palästinenser so behandeln wie die Nazis die Juden behandelt haben. Zu diesem Ergebnis kommen verschiedene Studien. Aber woher kommen solch falsche Ansichten? Ist das nur Unwissen? Oder eine bewusst böswillige Gleichsetzung? Und warum eigentlich differenzieren sogenannte Israelkritiker meist nicht zwischen Juden und Israelis?

Eine Sache ist klar: Nur mit Aufklärung über falsche Vorurteile ist es oft nicht getan. Hinzu kommt, dass im Akademie- und Kulturbetrieb ein antizionistischer Zeitgeist zu herrschen sein, der überall Rassismus, aber nirgends Antisemitismus problematisiert. Die Debatten der letzten Jahre von Mbembe bis documenta haben das gezeigt. Was also tun? Dekrete und Verbote helfen nicht unbedingt weiter. Also doch auf die besseren Argumente vertrauen? Meron Mendel von der Bildungsstätte Anne Frank vertraut auf diese. Mit ihm und Anna Staroselski von der Deutsch-Israelischen Gesellschaft haben wir über Antizionismus und Antisemitismus im Land der Täter gesprochen: Zwei jüdische Perspektiven, die schon allein wegen ihrer Heterogenität jede verschwörungstheoretische Unterstellung von den Juden Lügen strafen (S. 6 und 7).

Das zweite große Thema in dieser literataz ist das der Heimat. Es zieht sich, mal mehr, mal weniger direkt, durch eine ganze Reihe der Besprechungen. Bei Andreas Maiers Roman „Die Heimat“ taucht es gleich im Titel auf. Der Schriftsteller geht in literarisch beeindruckender Weise den Veränderungen nach, die sich in den vergangenen fünfzig Jahren in Deutschland ergeben haben (S. 3). In einer Sammelbesprechung schauen wir uns an, warum Österreich als Heimatland gerade Autorinnen offensichtlich sehr wütend macht. Eine ganze Reihe von Romanen und Sachbüchern aus dem diesjährigen Gastland der Leipziger Buchmesse drehen sich jedenfalls um das Thema Wut (S. 5).

Zentral auf der Messe wird auch der russische Angriffskrieg sein. Viele Veranstaltungen versuchen über ein Jahr nach Kriegsbeginn, angesichts des weiterwirkenden Schocks über den Krieg wenigstens Hintergrundwissen und Analysen zu liefern. Schließlich müssen die Ukrainerinnen und Ukrainer ihre Heimat und sich selbst gegen einen Aggressor verteidigen. Gerd Koenen denkt in seinem neuen Buch im Widerschein dieses Krieges über diesen Aggressor Russland nach (S. 9). Und mit dem Historiker Timothy Garton Ash kann man sich schließlich noch fragen, ob Europa eine Heimat ist oder sein kann (S. 11).

Tania Martini, Dirk Knipphals

## Impressum

Redaktion: Dirk Knipphals | Tania Martini

Foto-Redaktion: Petra Schrott

Layout: Jörg Kohn

Anzeigen: Tina Neuenhofen

taz.die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs

GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin

Vi.S.d.P.: Ulrike Winkelmann

Endlich wird sie in Deutschland bekannt: Joy Williams  
Foto: Jonno Rattman



## Mit tiefer Verwunderung

Was Menschen sich antun, und wie sie ihr Leben meistern: In den „Stories“ von Joy Williams ist eine große Erzählerin zu entdecken. Den Zuständen kann sie nicht nur alle Schattierungen der Melancholie abgewinnen, sondern auch eine lakonische, unverfrorene Komik

Von Frank Schäfer

Der in seiner Schlichtheit fast schon wieder prahlerische Titel „Stories“ sagt es deutlich – Joy Williams müssten wir eigentlich alle kennen. Hierzulande kann man allerdings nicht mal von einer Wiederentdeckung sprechen. Die beiden bisher auf Deutsch erschienenen Story-Bände „Sommer“ und „Der kleine Winter“, mit einigen Überschneidungen zur aktuellen Sammlung, sind drei Jahrzehnte alt und haben keinen großen Eindruck hinterlassen, weil Erzählungen schon damals keinen Markt hatten und Erzählungen von Frauen vielleicht noch weniger. „Stories“ bietet nun eine Gelegenheit, dieses offensichtliche Rezeptionsversäumnis nachzuholen.

Ihr Kommilitone Raymond Carver hat die Arbeit der heute 79-Jährigen sehr geschätzt, und man ahnt schon, warum. Auch

Williams betrachtet die Realität so lange, bis sie einem irgendwann ganz fremd erscheint. Es sind die Geheimnisse des Profanen, die sich ihrem detailscharfen Blick fast selbstverständlich offenbaren, einer Normalität, die anfangs fast schon aufgeräumt erscheint und dann unmerklich ins Unheimliche, Verstörende, Abgründige, aber auch schon mal Komische hinübergleitet.

In der Geschichte „Die Mutterzelle“ umrundet Joy Williams bedächtig einen Kreis von Müttern, deren Kinder wegen Mordes im Gefängnis sitzen. Die Frauen treffen sich regelmäßig zum Plaudern, bezeichnen sich aber ausdrücklich nicht als „Selbsthilfegruppe“. Weil ihnen nicht zu helfen ist. Sie sind schuldig, und wissen doch nicht, was sie sich vorwerfen sollen. Sie stehen unter Beobachtung, und wie sie sich auch verhalten, sie können es ihre Umgebung nicht recht machen.

Leslie etwa wohnt neben einer Frau, die ihren Jungen im Krieg verloren hat, und bereits wenn sie grüßt, zischt die Nachbarin sie an. „Sie hat einen Kirschbaum gepflanzt, wahrscheinlich für den Jungen, und der Baum hat die Pflanzengalle. Erst ein paar Jahre alt, und jetzt hat er diesen riesigen Klumpen. Ich weiß, es muss ihr das Herz brechen. Ich würde ihr ja gern sagen, dass manche Gallen auch nützlich sind. Sie geben dem Erdboden Stickstoff zurück, und das ist gut. Und in mancher Hinsicht sind sie auch für den Menschen nützlich.“

„Du weißt sehr viel, Leslie“, antwortet darauf eine andere Mutter, „aber ich glaube, aus deinem Mund würde das der Frau keinen Frieden bringen.“

Das ist womöglich das „Wunder“, das Carver in Williams' Geschichten ausmacht: dass sich die US-amerikanische Tristesse hier nicht nur in allen Schattierungen der Melancholie präsent

tiert, sondern dass sie ihr auch so etwas wie Komik abgewinnen kann, eine lakonische, unverfrorene Komik.

Ihr Beobachtungsmodus ist fast immer tiefe Verwunderung – darüber, wie Menschen agieren, was sie einander antun, aber auch mit welcher Beharrlichkeit, sie ihr Leben zu meistern versuchen. Der Priester in

### Die Figuren bei Joy Williams haben großes Durchhaltevermögen – auch wenn die Sinnstiftung nicht klappt

der ersten Geschichte „Liebe“ zum Beispiel, „ausgemergelt vom Glauben“ kümmert er sich rührend um das Baby seiner Tochter, die auf einem Selbstfindungstrip in Mexiko weilt, und bangt um das Leben seiner leukämiekranken Frau. Schließlich holt er sie aus dem Krankenhaus nach Hause, um ein letztes Weihnachten mit ihr zu feiern.

Dieses vehemente Durchhaltevermögen der Protagonisten erscheint ihr umso erstaunlicher, als alte Sinnstiftungsinstanzen wie Religion, Freundschaft und Familie sich nicht immer als besonders hilfreich in der Krise erweisen. In „Letzte Generation“ freundet sich der neunjährige Tommy mit Audrey, der Ex seines älteren Bruders an. Tommys Mutter ist gestorben, der Vater mit seiner Trauer beschäftigt, der Bruder mit seinen Hormonen, und so umgarnt ihn das Mädchen mit ihrem moribunden Gerede, das direkt aus der Giftküche einer Southern-Gothic-Sekte kommen könnte.

Der Horror kündigt sich nur an, er bleibt implizit, beispielsweise in einem Pullover „mit kleinen, in Reihen rennenden Tieren drauf. An den Nähten von Ärmeln und Kragen sah man nur Teile von den kleinen Tieren.“

Nur die Erzählung „Kongress“, in der sich ein namhafter Forensiker bei einem Jagdunfall selbst lobotomiert und seine Ehefrau eine Beziehung mit einer zuvor von ihm aus Rehläufen gebastelten Lampe eingeht, gehorcht allzu offensichtlich einer Traumlogik. Sie fällt heraus und qualitativ auch etwas ab.

Ihre anderen Geschichten brauchen diesen Sprung ins Fantastische gar nicht, der Albtraum steckt in der Realität selbst, und Joy Williams macht ihn kenntlich mit ihrer zweckmäßigen, metaphorlosen und trotzdem poetischen Beschreibungsprosa.



Joy Williams: „Stories“. Aus dem Englischen von Brigitte Jakobkeit und Melanie Walz. dtv, München 2023, 304 Seiten, 25 Euro

## Anzeigen

Raymond Geuss  
Über die Arbeit  
Ein Essay

Bkr., 200 S., € 15,- | 978-3-86854-372-8

Hamburger Edition  
Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

### Vom Ende der Arbeit, wie wir sie kennen

### Böll.Thema 23–1 Gemeinsam Verändern Ein Heft für bewegte Zeiten

Klimaschutz ist die zentrale soziale Frage unserer Zeit. Die richtigen Ideen für eine klimagerechte Zukunft sind schon da. Sie müssen nur umgesetzt werden. Dass schnelle strukturelle Veränderungen hin zu einer Strom- und Wärmeversorgung mit den Erneuerbaren machbar sind, hat sich im Jahr 2022 gezeigt. Davon braucht es jetzt noch mehr. Wie die grüne Transformation das Versprechen einlösen kann, dass alle von ihr profitieren und der gesellschaftliche Zusammenhalt gewahrt bleibt, erörtern die Autor\*innen dieses Heftes.

Mit Beiträgen u.a. von Claudia Kemfert und Franziska Hoffart, Jan Philipp Albrecht, Armin Steuernagel, Milena Büchs, Claus Dierksmeier, David Löw Beer und Daniel Oppold, Anna Cavazzini und einem Interview mit Franziska Brantner.

Download und Bestellung: [boell.de/gemeinsam-veraendern](https://boell.de/gemeinsam-veraendern)

HEINRICH BÖLL STIFTUNG Schumannstr. 8, 10117 Berlin

Besuchen Sie uns auf der Leipziger Buchmesse!  
Halle 2  
Stand C-402





# Ein Land vor der Sesamstraße

Der Schriftsteller Andreas Maier springt und hascht nach der verlorenen Zeit. Sein Roman „Die Heimat“ beschreibt, was sich in Deutschland alles verändern musste

Von Dirk Knipphals

Schwester Adelheid, so heißt die Nonne. Sie leitet den Religionsunterricht auf diesem Gymnasium in Hessen. In das weltliche Treiben der Schulklasse bricht Schwester Adelheid mit dem Maß ihrer Inbrunst ein wie ein Alien. Andreas Maier beschreibt das so: „Alles, was sie mit viel zu hoher Stimme und stets deklamierend in ihrer einen Stunde pro Woche darbot, war monströs. Es ging in einem fort um Leiber, Sterben, Tote, um Zeugnisse inbrünstigen Glaubens, um Verklärung und Erlösung.“

Erlösung in Westdeutschland. Wir sind in den 70er Jahren in der alten und, was Inbrunst betrifft, eigentlich stark abgerüsteten Bundesrepublik. Selbstverständlich war dieses religiöse Pathos längst aus der Zeit gefallen. Aber es war eben auch noch authentisch vorhanden in der Lebenswelt der angehenden Abiturienten. Und es hatte Stacheln. Wie viel Aggressivität Schwester Adelheid antreibt, erzählt Andreas Maier so lakonisch wie gekonnt. Was macht ihr, wenn ihr zum Äußersten gebracht werdet und die Kraft schwinden spürt, euren Glauben zu bewahren vor den Feinden?, lässt er sie ihre Schülerinnen und Schüler fragen. Und sich selbst die Antwort geben: „Kinder, dann müsst ihr euch selbst töten!“

Andreas Maier umreißt in diesem Roman auf 245 Seiten vier Jahrzehnte Mentalitätsgeschichte – nein, das klingt zu sperrig. Lieber: Er geht erzählerisch seitlich an vier Jahrzehnten Mentalitätsgeschichte vorbei. Und dabei entwirft er keine geruhsam sich entwickelnde Suche nach der verlorenen Zeit. Es ist eher ein Springen und ein Haschen nach ihr. Der 1967 geborene Schriftsteller muss das Gewesene nämlich gar nicht groß als historischen Roman rekonstruieren. Er kann etwas Besseres. Er kann die Fremdheit des Vergangenen aufblitzen lassen und so einen Eindruck davon vermitteln, wie weit entfernt von der Gegenwart es inzwischen ist. Und zugleich, wie sehr es immer noch da ist, wenn man nur ernsthaft ein bisschen gräbt.

Gegen Ende des Romans reflektiert der Ich-Erzähler mit einer Mischung aus Staunen und Klarheit, die man nur bewundern kann, seine Herkunft. Seine „eigene Vergangenheit“ bezeichnet er als den „entferntesten Ort“ seines Lebens: „Ein Land vor der Sesamstraße [...] Ein Land erst fünfundzwanzig Jahre nach Adolf Hitler.“ Und in diesem Land sind heutige Erwachsene, die mitten im Leben stehen, zum Beispiel noch mit solcher Schwarzen Pädagogik wie der von Schwester Adelheid aufgewachsen.

Der Einblick in den Religionsunterricht ist dabei keine bloße Anekdote, sondern zielt ins Grundsätzliche. „Die Heimat“ lautet der Titel dieses Romans, der Andreas Maiers 2010 begonnenes Erzählprojekt „Ortsumgehung“ als inzwischen neunter Teil fortführt, den man aber auch gut für sich lesen kann. Der Titel ist mit vollem Ernst in all seiner Schwere aufs Cover gesetzt.

„Man muss sich unsere damalige Heimat wie ein verängstigtes, aggressives Tier vorstellen. Die Furcht vor dem Fremden war allorten“, schreibt Andreas Maier. Zugleich konstatiert er eine markante Lücke zwischen dem affirmativ noch mit Blut und Boden gründelnden Heimatbegriff etwa der Vertriebenenverbände und den kritischen Heimatdiskursen der, wie er es nennt, „linksutopischen Sozialatmosphäre“, für die Heimat ein „Unwort“ war. In dieser Lücke ist Andreas Maier aufgewachsen. Er will sie in diesem Roman nicht erzählerisch füllen, schon gar nicht heilen – jenseits des Umstands, dass sein Erzähler die Wetterau irgendwann als seine Heimat bezeichnet –, sondern erzählerisch ausmessen.



**Andreas Maier:** „Die Heimat“. Suhrkamp, Berlin 2023, 245 Seiten, 22 Euro

Damit rührt der Roman, stets beim Konkreten und Individuellen bleibend, an grundlegende Erschütterungen und Versäumnisse der Bundesrepublik. In einer markanten Szene sitzt der Vater des Erzählers im Wohnzimmer und zeichnet etwas mit dem Videorekorder auf – ein technisches Gerät, das sich gerade erst im Alltag durchgesetzt hat. Andere Väter taten das Gleiche. Andreas Maier: „In den folgenden Tagen herrschte Unruhe auch unter meinen Mitschülern. Offenbar waren in jeder Familie seltsame und ungewöhnliche Dinge vorgefallen, was das Fernsehzimmer betraf.“

In den Schulhofgesprächen der Schüler sickerte dann allmählich durch, was die Väter da aufnahmen: „Die führen da Leute in so einen Raum, und dann lassen die Gas rein, und die sterben alle! Die im Raum wussten das aber vorher nicht, die haben gedacht, sie gehen bloß duschen!“ Die Fernsehserie „Holocaust“ war im deutschen Fernsehen gezeigt worden.

Bei solchen mit knappen erzählerischen Strichen hinge-



So waren die 70er Jahre. Das Kreuz und das römische Imperium gehörten dazu. Foto: Klaus Rose/F1online

worfenen Szenen hält man beim Lesen immer wieder die Luft an. Andreas Maier verpackt hier nicht einfach nur Bekanntes literarisch. Das Literarische an diesen Szenen leistet vielmehr Augenöffnendes. Der Punkt ist, dass Andreas Maier nicht nur vermitteln kann, wie weit entfernt die gerade einmal eine Generation zurückliegende Erfahrungswelt inzwischen geworden ist, sondern auch, wie eingebunden und verstrickt die Personen in sie waren und teilweise bis heute sind. Er beschreibt nicht nur, wie fremd einem die eigene Vergangenheit inzwischen geworden sein kann, sondern gleichzeitig auch von innen heraus die Verrenkungen der Menschen, sich aus ihr herauszuarbeiten. Die Fremden sind nicht die Anderen. Die Fremden sind „wir“. Das mag abstrakt klingen. Bei Andreas Maier wird das konkret.

Die Romanreihe „Ortsumgehung“ begann der Schriftsteller – seine Herkunft im Ort Friedberg in der Wetterau, nördlich von Frankfurt, mit immer wieder neuen Aspekten umkreisend –, als das autofiktionale Schreiben noch nicht im Zentrum des literarischen Diskurses stand. Inzwischen hat sich die Autofiktion durchgesetzt, und zwar schließlich von den sogenannten Rändern her, weil mit Autofiktionen Aufstiegsschicksale aus Arbeitermilieus (Annie Ernaux) und zuletzt etwa auch queere Erfahrungswelten (Kim de l'Horizon) fassbar wurden. Andreas Maier aber schreibt in seiner „Ortsumgehung“ Autofiktion vom Zentrum aus – Mittelklasse, Mitte Deutschlands, seine Familie hat Teil sowohl an den Aufstiegs- wie Sicherheitsversprechen der Bundesrepublik. Und dabei lässt Andreas Maier immer wieder aufblitzen, wie brüchig und auf Verschwiegenem aufsitzen diese Mitte der Gesellschaft war.

„Wir sind die Kinder von Schweigekindern“, lautet eine in dieser „Ortsumgehung“ einschlägige Formel. In den vorangegangenen Teilen hat Andreas Maier gezeigt, wie Konflikte innerhalb der Familie immer wieder nicht angesprochen, sondern unter vermeintlicher Normalität zugedeckt werden. In diesem Teil „Die Heimat“ kann man sehen, dass sich das mit der Gesamtgesellschaft trifft.

Allmählich ändert sich schließlich aber in der Gesellschaft der Umgang mit der Nazivergangenheit, auch das beschreibt Maier. Statt sie weiter zu verschweigen, wird sie allpräsent in den Medien, an jedem Zeitungskiosk ist das Ge-

sicht Adolf Hitlers zu sehen, außerdem, so Maier, „schrie Hitler aus allen Fernsehrohren“. Sich an vorgeschobener Normalität festhalten, das geht nun immerhin nicht mehr so einfach. Maier: „Die achtziger Jahre müssen für meinen Vater ein Jahrzehnt zunehmender Verwirrung gewesen sein. Verlust der klaren Linien an fast allen Fronten.“ Doch das Schicksal der realen Jüdinnen und Juden bleibt ausgespart. Es ist weiterhin so, als hätte es sie nie in Friedberg gegeben.

Und dann kommt die Wiedervereinigung. Der Ich-Erzähler läuft in den frühen Neunzigern durch die vernachlässigte Innenstadt Meißens, sie ist „in ihrer Substanz völlig erhalten und absolut vergammelt“. Irgendwann begrift er, dass die Generation seiner Großeltern tatsächlich in einem Staat aufgewachsen ist und nicht wie er selbst in einem geteilten Land.

Um so ein Begreifen geht es insgesamt in diesem Roman. „Du setzt deiner Heimat ein schwarzes Denkmal“, hat And-

reas Maier selbst gleich am Anfang des Romans formuliert. Und dieses Schwarze, Drückende der Heimat wird bleiben, bis zum Schluss. Und zugleich geht es um die Art und Weise, wie Andreas Maier das Erinnern in Szenen und das Erzählen davon nutzt, um sich das vermeintlich Eigene anzueignen, inklusive des Fremden und Fremdbleibenden daran. Wer wissen möchte, in was für einem Land wir leben, und wie man darüber Literatur schreiben kann, der lese dieses Buch.

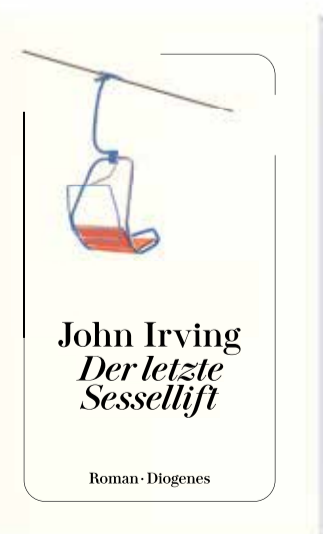
Anzeige

Das neue Meisterwerk von

## John Irving



Foto: © Basso Cammaro/Opal/Leemage/afif



Auch als eBook und eHörbuch

»Es gibt mehr als nur eine Art, jemanden zu lieben.«

Der internationale Bestsellerautor und Oscar-Preisträger kehrt zurück – mit einem fulminanten Familienroman. Ein Plädoyer für Toleranz, Offenheit und Freiheit.

Mehr unter: [diogenes.ch/johnirving](http://diogenes.ch/johnirving)

**Diogenes**





Gegenentwürfe zur trügerischen Idylle: Szene auf einem Metal-Festival  
Foto: Lionel Charrier/MYOP/laif

## Blut suppt aus Vollkornbrot

Die norwegische Avantgardenkünstlerin Jenny Hval stammt aus der (Black-)Metal-Szene. Ihr Buch „Gott hassen“ handelt vom Transgressiven in der Kunst und vom unverzichtbaren Underground

Von Jens Uthoff

Für die Autorin Jenny Hval geht von der Musikrichtung des Black Metal eine Anziehung, eine Faszination, ein Magnetismus aus. Ihr Alter Ego, die Ich-Erzählerin ihres neuen Buchs, ist in einer scheinbar heilen Welt im christlich geprägten Südnorwegen aufgewachsen; als verklemmt, verstockt, wortkarg werden die Menschen dort beschrieben, die Gegend erscheint als trügerische weiße Idylle. Den Gegenentwurf dazu findet sie in Teenagertagen in der wüsten, brachialen Musik des Metal und in der Gefahr, die von diesem Lifestyle ausgeht.

In ihrem Heimatland kam es Anfang der Neunziger zu den berühmtesten Kirchenbränden und zum Mord an Øystein „Euronymous“ Aarseth, Gitarrist der maßgebli-

chen Band Mayhem. „Black Metal kriecht unbemerkt durch die Adoleszenz, auch durch meine, er gräbt sich nicht vollkommen hinein, aber solange er da ist, lebt und kriecht er“, notiert Hval, als sie sich dokumentarische Videos aus dieser Zeit ansieht.

„Gott hassen“ heißt das bemerkenswerte Buch von Jenny Hval, das der März Verlag kürzlich auf Deutsch veröffentlicht hat. Ausgangspunkt der Erzählung ist die biografische Prägung durch Black Metal, eigentlich beschäftigt sich die norwegische Musikerin und Autorin aber weit darüber hinausgehend mit Subkultur und Untergrund generell, mit dem Hass, dem Abgründigen und dem Triebhaften – und damit, was an diesen Gefühlen und Eigenschaften produktiv sein kann, was gar Hoffnung machen kann. Hval, 1980 in

Tvedestrand an der norwegischen Südküste geboren, hat sich in den vergangenen Jahren als Avantgardenkünstlerin und Solomusikerin einen Namen gemacht, Alben wie „Blood Bitch“ (2016) oder zuletzt „Classic Objects“ (2022) wurden von der Kritik gefeiert, auch ein Roman von ihr ist bereits auf Deutsch erschienen („Perlenbrauerei“, 2022). Ende der Neunziger sang Jenny Hval in einer Goth-Metal-Band namens Shellyz Raven.

In „Gott hassen“ schaut die Ich-Erzählerin eine Dokumentation der Band Darkthrone – eine weitere Szeneausgehende – und nähert sich so ihrer Vergangenheit an: dem Hass, den sie in sich trug, dem Primitiven in der Kultur des Black Metal, der Gesellschaft, in die sie hineingeboren wurde. Die Ich-Erzählerin deutet dabei an, einen Film drehen

zu wollen, auf diesem Weg baut Hval jede Menge Kunsttheorie ein.

Erwähnt werden zum Beispiel Sacher-Masochs „Venus im Pelz“ und George Batailles Werk; beide

**Welche Rolle Rassismus und Sexismus in der Szene spielen, auch das wird hier erzählt**

Schriftsteller dürften für Hval wichtige Impulsquellen gewesen sein. Um das unterdrückte Körperliche und Sexuelle geht es auch ihr, so gibt es zum Beispiel einen kleinen

Exkurs zur Bildsprache der Soft-core-Pornofilme und zeitgenössischer Hardcore-Pornos. Das Transgressive interessiert Jenny Hval, das Hervorkehren des Unbewussten in der Kunst.

Ihren Anfang nahm ihr künstlerischer Weg eben in der Black-Metal-Szene, vielleicht eine der transgressivsten Musikszeneen jüngerer Jahre. Hval (beziehungsweise ihr Alter Ego) ist dabei eigentlich eine Zuspätkommene und -geborene, denn sie kommt erst Ende der Neunziger in die Metalszene, als die most shocking Phase schon Geschichte ist: „1997 ist es zu spät, und ich habe nicht das richtige Geschlecht, um Teil von Black Metal zu sein, ich kann nur Ästhetik und Darstellung übernehmen: das Make-up, die Bilder, die Comics, die Parties. Und ich darf bei der weißen Party dabei sein – Der Süden, Norwegen, Skandinavien – weißer Haarschleim aus Schweigsamkeit und Gewölben der Stille.“

Wie männlich-chauvinistisch der norwegische Black Metal ist, welche Rolle Rassismus, Faschismus und Sexismus in der Szene spielen, auch das wird hier erzählt. Gegen Ende nimmt „Gott hassen“ eine überraschende Wendung, von Kapitel 2 an nehmen Szenen aus den Drehbüchern der Ich-Erzählerin viel Raum ein; sie führen uns in ein surreales Setting mit einem magischen Ei in einem finsternen norwegischen Wald, einer aufblasbaren Vagina und Blut, das aus Vollkornbrot suppt.

Die Erzählerin adressiert dabei immer wieder ein unbestimmtes „du“ – wer angesprochen wird, bleibt offen. Die autobiografischen Anteile des Buchs sind natürlich hoch, durch die kunstgeschichtlichen und -theoretischen Exkurse bekommt der Text einen essayistischen Anstrich. So wird etwa das Motiv von Edvard Munchs Gemälde „Pubertät“ immer wieder aufgegriffen, die Otto-Muehl-Kommune wird zur Kunst des Black Metal ins Verhältnis gesetzt.

Insgesamt ist aber vor allem die verknäppte, pointierte Sprache sehr gelungen (der Flow bleibt dank Übersetzerin Clara Sondermann im Deutschen erhalten), und das vom ersten Wort an. Die ersten Sätze des Buchs lauten: „Ich hasse Gott. Es klingt primitiv und erbärmlich, das zu sagen, aber ich bin eine primitive und erbärmliche Person.“ Will man da nicht mehr wissen?



Jenny Hval: „Gott hassen“. Aus dem Norwegischen von Clara Sondermann. März Verlag, Berlin 2023, 240 Seiten, 22 Euro

## Coming-of-Age-Geschichte eines Landes

In „Platz der Befreiung“ erzählt Andrej Blatnik von Slowenien und einem jungen Mann, der das Versprechen auf Freiheit ernst nehmen möchte

Von Doris Akrap

Der Systemwechsel, der mit den Jahren 1989–1991 verbunden ist, hält die Welt bis heute in Atem. Was das Ende des Staatssozialismus für die Generation bedeutet hat, die damals selbst in ihren Wendejahren waren, ist aber auch abseits von Putin noch lange nicht zu Ende erzählt. Diejenigen, die vor 30 Jahren Teenager und junge Erwachsene auf dem Weg in die individuelle Eigenständigkeit waren, sind heute jene, die das Sagen in ihren Gesellschaften haben. Es sind die Menschen, die heute zwischen 40 und 60 Jahre alt sind und damit jene, die heute praktisch wieder in den Wendejahren sind. Sie zumindest ganz allmählich schon auf den Weg zur letzten großen Wende, das Rentenzeitalter, gemacht haben.

Eine der Ideen, die die Zeit der Wende, des Wandels, des Zusammenbruchs großer Ideen so wie jede Passage begleitet, ist die Aussage, dass ab jetzt alles anders wird, eine andere Zeit beginne, dass alles, was heute noch gelte, morgen passé sei. Also die Paulus-Propaganda vom auferstandenen Jesus,

vom Ende der Welt, wie wir sie bisher kannten.

Von diesem Moment, den es vor 30 Jahren auch in Slowenien gab, handelt der Roman „Platz der Befreiung“. Geschrieben hat ihn Andrej Blatnik, einer der erfolgreichsten Schriftsteller seines Landes. Blatnik schildert die Zeit, in der Slowenien selbstständig wurde, aus der Perspektive eines namenlosen jungen Mannes in der Hauptstadt Ljubljana, der sich gerade selbst auf dem Weg in die Selbstständigkeit befindet: soeben mit der Uni fertig, seine Punkband aufgelöst, auf der Suche nach der ersten eigenen Wohnung und einem Auskommen als freier Literaturkritiker.

Der ganze Roman nimmt die Aussage, dass Privates politisch ist, radikal ernst: Er parallelisiert die Coming-of-age-Geschichte des jungen Mannes mit der gesamtgesellschaftlichen des Landes. Der ganz normale und dennoch schmerzhaft Abnabelungsprozess von den Eltern wird mit der nicht ganz unblutigen Geschichte der Loslösung Sloweniens von Jugoslawien verglichen. „Glück kann dem Men-

schens weder der Staat noch das System noch eine politische Partei geben“, lautet ein Bonmot des jugoslawischen Politikers Edvard Kardelj. „Sie können es ihm aber nehmen“, lautet eine Antwort von Blatniks namenlosen Protagonisten.

Sein persönliches Glück kann er nämlich einfach nicht finden. Als die Republik Slowenien 1991 die Selbstständigkeit proklamiert und sich damit von der sozialistischen Föderation Jugoslawien unabhängig macht, ist der namenlose Protagonist gerade schwer verliebt. In eine Frau, die ausnahmslos in ironischer Distanz kommuniziert und sämtliche Sätze, in denen es um ihre Beziehung geht, mit den politisch-gesellschaftlichen Umbrüchen vergleicht.

Die Frage, die den ganzen Roman leitet, ist die, ob die paulinische Propaganda aus der Wendezeit stimmt: Ist wirklich alles so grundlegend anders geworden? Erzählt wird, wie das Versprechen der Freiheit vom Sozialismus zu einer Abhängigkeit von anderen Sinn- und vor allem Geldgebern wird. Erzählt wird, wie an die Stelle kollektiver Konzertbe-

suche die individuelle Depression tritt, und dass Literaturkritiker zwar nicht mehr als Nachtportier, dafür aber als Werbetexter arbeiten müssen, um zu überleben.

Der namenlose Protagonist hat keine Antwort auf die Frage, ob all die revolutionären Veränderungen am Ende tatsächlich die Freiheit brachten, die gemeint war. Er hat vor allem Fragen. Warum zum Beispiel alle eine andere Antwort auf die Frage haben, weshalb die Poesie in den sozialistischen Staaten eine so große Rolle spielte. Oder wie zum Teufel gerade der Platz in Ljubljana heißt, auf dem sich seit Jahrzehnten alle verabreden. Es ist der Platz, der dem Roman den Titel gibt: nach etlichen Umbenennungen im Laufe der Jahre weiß einfach niemand mehr, wo er sich verabreden soll.

Blatniks Roman ist zwar auch wegen einiger schön allgemeingültiger Beobachtungen und präzisen Modellierungen slowenischer Typen empfehlenswert. Aber vor allem ist er großartig, weil er aus sehr vielen kurzweiligen, ironischen, lakonischen und auch mal beklemmend kurzen Dialogen be-

steht. Blatnik kann mit diesen Dialogen das Gefühl vermitteln, man stünde als Leser\*in mitten auf dem Platz der Befreiung, verstünde Slowenisch und könnte sagen: „Ja, genau so war's. So haben die damals gesprochen“ – die jungen Intellektuellen mit den jungen Soldaten, die obdachlos gewordenen alten Klassenkameraden mit dem Kellner, der Vater in ständiger Angst vor der Verfolgung mit seiner Ehefrau oder der Saisonarbeiter aus dem Süden mit dem Punk aus dem Norden.

Blatnik selbst ist Jahrgang 1963, stammt aus Ljubljana und war Bassist einer Punkband. Er hat schon etliche Bücher veröffentlicht, aber „Platz der Befreiung“, der 2021 in Slowenien erschien, ist eine gute Grundlage für einen Einblick in die gegenwärtige slowenische Gesellschaft, von der man abseits des Balkans kaum mehr mitbekommt als Slavoj Žižek und die legendäre Kunstband Laibach. Letztere kommt im Roman ebenfalls vor. Ebenfalls als Beispiel dafür, dass sich ständig was ändert und doch alles beim Alten bleibt. Im Fall von Laibach sind es die Bandmitglieder.



Andrej Blatnik: „Platz der Befreiung“. Aus dem Slowenischen von Klaus Detlef Olof. Folio Verlag, Wien 2023, 253 Seiten, 25 Euro



# Die beredte Wut der Autorinnen

Als progressiv und selbstkritisch möchte sich Österreich als Gastland der Buchmesse präsentieren. Viele österreichische Schriftstellerinnen nehmen diesen Anspruch ernst – nicht immer zur Freude ihrer Landsleute

Von **Sophia Zessnik**

**A**n was denken Sie bei Sisi, Sachertorte und Schnitzel? Bei Falco, Freud und FPÖ? Haider, Haider und Hitler?

Als Gastland der diesjährigen Leipziger Buchmesse möchte Österreich mit den gängigen Stereotypen aufräumen, stattdessen zeigen, wie viel mehr das Land zu bieten hat: „meaoiswamia“ lässt das diesjährige Motto verlauten. Übersetzt heißt das „mehr als wir“ und soll ein Gegengewicht zum pathetischen und wenig selbstreflektierten Ausruf „mia san mia“ bieten.

Katja Gasser, Literaturjournalistin und künstlerische Leiterin des Gastlandauftritts, wünscht sich, dass Österreich so als „progressives, großzügiges, vielgestaltiges, geschichtsbewusstes, mehrsprachiges, selbstkritisches, humorbegabtes, erkenntnisthungriges, zukunfts-freudiges, offenherziges, als Partner egalitäres und verbindliches Land“ wahrgenommen würde.

Das klingt erstrebenswert, doch aus meiner bescheidenen Sicht als Österreicher\*in ist das Land von einigen dieser Attribute noch mindestens fünf Gebirgsketten entfernt. Bevor Österreich also so wahrgenommen werden kann, wie es sich Gasser hier erträumt, muss zunächst auf den Tisch, was dort alles so gar nicht leiwandläuft – und wie ginge das besser als mit Literatur?

Die Autorin Birgit Birnbacher beispielsweise hinterfragt in ihrem unlängst erschienenen Roman „Wovon wir leben“ gängige Arbeitsstrukturen sowie die Verteilung von Care-Arbeit im Beruflichen wie Privaten. Größtenteils im Salzburger Land spielend, ist die Geschichte nicht zwingend an Österreich gebunden, sie könnte auch in einem bayrischen Dorf stattfinden, vielleicht auch anderswo. Die Frage nach dem Wert des eigenen Lebens, wenn sich dieser bloß anhand der Erwerbstätigkeit bemisst, ist allgemeingültig. Birnbacher, die 2019 den Bachmannpreis erhielt, kritisiert zudem die in unserer patriarchal ausgerichteten Gesellschaftsstruktur inhärente Annahme,

Frauen fiele der Großteil der (privaten) Pflege zu – auch das eine immerwährende Problematik.

Thematisch ähnlich ist Mareike Fallwicks jüngster Roman. Was sie kritisiert, wurde durch die Pandemie wie durch ein Brennglas sichtbar, ist aber keineswegs ein neues Phänomen: Fürsorgearbeit in heteronormativen Familienkonstellationen wurde und wird immer noch als „Frauensache“ gesehen. Mögliche Auswirkungen werden bei Fallwick gleich auf den ersten Seiten deutlich, als die Nachfrage des Vaters nach Salz das Fass zum Überlaufen und die Mutter zu einem Sprung vom Balkon bringt.

„Der erschöpfte Vater ist gesellschaftlich anerkannt, er bekommt Verständnis, die erschöpfte Mutter bekommt Sprüche. Sie muss da jetzt durch, sie hätte sich das vorher überlegen müssen, sie hat es sich ja so ausgesucht“, schreibt Fallwick. „Die Wut, die bleibt“ ist nicht nur ein konsequenter Titel, er beschreibt

## Wut ist konstruktiv, wenn sie ein Ventil hat. Schreiben kann ein Ventil sein

auch die Triebkraft für viele, besonders weiblich gelesene Autor\*innen. Eine, die von jeher daraus schöpft, ist die Grande Dame der österreichischen Literatur Elfriede Jelinek, auch sie wird das von Gasser erträumte Österreich in Leipzig repräsentieren.

„Ich funktioniere nur im Beschreiben von Wut“, sagte Jelinek bereits vor über vierzig Jahren. Mit ihren Texten schreibt die Literaturnobelpreisträgerin von je her gegen die Missstände ihrer Heimat an, die politischen und sozialen, die öffentlichen und die privaten; immer provokant, blasphemisch, verhöhrend, vulgär und eben vor allem wütend. All das, was man in Österreich nicht so gern hat, zumindest, wenn es ge-

gen das eigene Land geht. Denn das sieht sich gern als neutral, oft als benachteiligt und überhaupt als Opfer – historisch, aber auch gegenwärtig. Dagegen anzuschreiben, hat sich nicht nur Jelinek zur Aufgabe gemacht.

So heißt es bei Fallwick: „Diese Sprachlosigkeit wurde dir anerzogen [...], die Gesellschaft hat dir nicht das Rüstzeug gegeben, dich in ihr zu behaupten, im Gegenteil, sie hat dir beigebracht, dass du nicht berechtigt bist, dich zu behaupten. Dass du schweigen sollst, wenn du gedemütigt wirst.“

Statt also wütend zu werden, sollen Frauen brav die ihnen zugewiesenen Bereiche hüten und ansonsten die Klappe halten.

Denn weibliche Wut wird nicht gern gesehen. Als lächerlich oder hysterisch wird sie allzu gern bezeichnet, die wütende Frau. Dabei haben Frauen allen Grund, wütend zu sein. Nährboden für diese Wut ist nicht nur schlecht oder gar nicht bezahlte Fürsorgearbeit, sondern auch ganz reale Gewalt, mit der uns begegnet wird. Die uns anerzogene Sprachlosigkeit ist der Grund, warum wir eher mit Angst reagieren oder, wie in Fallwicks Roman, die Gewalt gegen uns selbst richten. Angst aber lähmt, wohingegen Wut auch konstruktiv sein kann, wenn sie ein Ventil hat.

Schreiben kann ein solches Ventil sein, um in Worte zu fassen, was gedanklich geblieben zu wenig greifbar wäre. So hat es das Thema des misogynen Tötens erst durch das Schaffen des Begriffs Femizid in einen öffentlichkeitswirksamen Diskurs geschafft. Als „Beziehungstat“ oder „Eifersuchtsdrama“ wurde hier allzu oft verharmlost, was ebendeshalb normalisiert wurde: geschlechtsspezifische Gewalt gegenüber weiblich gelesenen Menschen.

Im europäischen Vergleich liegt Österreich im oberen Drittel dieser Taten, um die 30 Femizide verzeichnet das Land jährlich, wobei die Tendenz steigend ist. Fast immer sind es Partner oder Ex-Partner, die Frauen töten. Um dagegen anzugehen, demonstrieren Aktivist\*innen der Gruppe „Claim the



Der Traum von einem besseren Österreich führt in die Weite  
Foto: A. Schaffner/  
plainpicture



**Birgit Birnbacher:** „Wovon wir leben“. Zsolnay, Wien 2023, 192 Seiten, 24 Euro



**Gertraud Klemm:** „Einzeller“. Kremayr & Scheriau, Wien 2023, 312 Seiten, 24 Euro



**Biwi Kefempom:** „Femi(ni)zide. Kollektiv patriarchale Gewalt bekämpfen“. Verbrecher Verlag, Berlin 2023, 296 Seiten, 19 Euro

Space“ zum Ende jedes Monats in Wien. Nach dem Grund gefragt, warum es so viele geschlechtsspezifische Gewalttaten im Land gebe, sagte ein\*e von ihnen unlängst in der taz: „Österreich schreibt der bürgerlichen Kleinfamilie einen sehr hohen Wert zu, womit traditionelle Geschlechterrollen und Arbeitsteilungen, also auch ein Besitzanspruch des Mannes über die Frau einhergehen.“

Körperliche Gewalt ist ein offensichtliches Warnsignal, aber auch starke Eifersucht und ein mit ihr einhergehender Kontrollwahn gehen Femiziden oftmals voraus, weiß die österreichische Autorin Yvonne Widler. Als Journalistin beschäftigt sie sich schon lange mit dem Thema Gewalt in Beziehungen. Unlängst ist daraus ein Buch entstanden: „Heimat bist du toter Töchter“. Widler verzichtet darin nicht auf explizite Gewaltdarstellungen, das ist hart und grauenvoll zu lesen, aber so gelingt es ihr, dieses komplex scheinende Thema greifbarer zu machen.

Dem gleichen Thema, wenn auch aus einer sehr wissenschaftlichen Perspektive nimmt sich das österreichische Autor\*innenkollektiv Biwi Kefempom an. Im gerade erschienenen Band „Femi(ni)zide. Kollektiv patriarchale Gewalt bekämpfen“ rollen die Autor\*innen die historische Entwicklung des Begriffs „Femizid“ auf und machen die Verbindung zu queere feministischen Kämpfen in Lateinamerika deutlich, von denen auch die

europäischen Debatten beeinflusst werden.

Belletristisch nimmt sich dieser morbiden Realität Eva Reisinger an. Die Oberösterreicherin gab mit „Was geht, Österreich?“ bereits einen Einblick in ihre ländliche Heimat sowie die politischen Strukturen des Landes, in dem es nicht nur eine rechtsradikale Partei in die Bundes- und diverse Landesregierungen, sondern es auch ein megalomaner Jungspund an die Regierungsspitze schaffte. Nun legt Reisinger ihr Romandebüt nach. „Männer töten“ erscheint im Sommer dieses Jahres.

So wichtig feministische Debatten sind, rein theoretisch geführt bringen sie uns nicht weiter. Diese Meinung vertritt Gertraud Klemm. In ihrem Roman „Einzeller“ erschafft sie eine Wohngemeinschaft aus Frauen verschiedener Generationen und zeigt auf, was Feminist\*innen oft fehlt: Zusammenhalt und Solidarität untereinander. Ihre Worte sind oft hart, aber durchaus unterhaltsam. Das bloße Leiden am Patriarchat reiche nicht, um kollektiv identitätsstiftend zu sein, sagt Klemm im Podcast „fair&female“: „Jede Frau tappt in dieselben Fallen“, es fehle ein Wissenstransfer zwischen den Generationen.

Natürlich ist nicht alles schlecht in Österreich. Damit das Land aber als jenes wahrgenommen werden kann, das Gasser und andere, mich inbegriffen, sich wünschen, muss sich einiges ändern; Literatur ist ein erster wichtiger Schritt.

Gerhard Schröder und Vladimir Putin, Berlin 2005. © Getty Images | Sean Gallup

**«Das Buch ist ganz gewiss eines der besten, wenn es um die Hintergründe der jetzigen Energiekrise geht: Glänzend geschrieben und unglaublich spannend.»**  
*Michael Hesse, Frankfurter Rundschau*

**«Rechnen mit der Russlandpolitik der vergangenen zweieinhalb Jahrzehnte ab.»**  
*FOCUS*

**«Dass die Autoren das Buch geschrieben haben, ist ein großes Glück und hoffentlich der Auftakt für eine eingehende – auch politische – Aufarbeitung dieses unrühmlichen Kapitels deutscher Geschichte.»**  
*Florian Keisinger, Süddeutsche Zeitung*

Reinhard Bingener  
Markus Wehner

## DIE MOSKAU CONNECTION

Das Schröder-Netzwerk und Deutschlands Weg in die Abhängigkeit

SPIEGEL Bestseller

C.H. Beck

Anzeige

304 Seiten | 10 Abbildungen | 1 Karte | Klappenbrochure | € 18,- | ISBN 978-3-406-79941-9

C.H. BECK

www.chbeck.de

Der C.H. Beck Newsletter: Die Welt im Buch

chbeck.de/nlz



Interview **Tania Martini**

**Meron Mendel**, 1976 in Ramat Gan (Tel Aviv) geboren, ist Direktor der Bildungsstätte Anne Frank und Professor für Soziale Arbeit. Im Streit um die documenta fifteen wurde er als externer Experte hinzugezogen, stieg jedoch nach zwei Wochen wegen mangelnder Bereitschaft zur Aufarbeitung seitens der Leitung wieder aus. Sein Buch „Über Israel reden“ ist für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert. Foto: Ali Ghandtschi

**literataz: Frau Staroselski, in Berlin und anderen deutschen Städten wurde kürzlich mal wieder der „Kampf auf Leben oder Tod“ gegen das „zionistische Unterdrückungssystem“ gefordert und „Tod Israel! Tod den Juden!“ skandiert. Warum ist das immer noch möglich?**

**Anna Staroselski:** Man muss im Detail schauen, wer zu diesen Demonstrationen mit welcher Absicht aufruft. In Berlin handelte es sich zuletzt um eine Organisation, die als Vorfeldorganisation der Terrorvereinigung PFLP einzustufen ist und die auch in ihren öffentlichen Statements ganz klar das Existenzrecht Israels aberkennt und zu einem gewaltbereiten Widerstand aufruft. Sie verharmlosen und legitimieren Terror gegen Israel. Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass es zu Ausrufen wie „Tod den Juden und Tod Israels“ kommt. Warum das noch immer passiert, konnte man sehr gut an Ostersonntag in Berlin sehen, nämlich auch, weil die Polizei nicht eingeschritten ist, obwohl sogar Übersetzer vor Ort waren. Grundsätzlich finde ich, dass das palästinensische Samidoun-Netzwerk und die PFLP, die ja bereits auf der EU-Terrorliste steht, in Deutschland ein Betätigungsverbot erhalten müssen.

**Das träfe auch etwa auf das dem Iran nahestehende Islamische Zentrum in Hamburg und den Al-Kuds-Marsch, auf dem zur Zerstörung Israels aufgerufen wird, zu?**

**Meron Mendel:** Generell stimme ich zu. Man muss im Detail schauen, wie die Organisationen strukturiert sind und welche Gefahr sie darstellen. Wenn juristisch nichts gegen ein Verbot spricht, bin ich klar dafür.

**Herr Mendel, dennoch hat man Ihnen vorgeworfen, den muslimischen Antisemitismus zu bagatelisieren.**

**Mendel:** Gut, diejenigen, die das behaupten, müssen das auch beweisen.

**Staroselski:** Ich habe mich schon gewundert, warum Sie sich zum Beispiel gar nicht geäußert haben zu den Geschehnissen von Ostersonntag, wo zu direkter Gewalt gegen Juden aufgerufen wurde.

**Mendel:** Ja, das ist genau, was ich problematisch finde in der Debatte, dass man nicht gemessen wird an dem, was man sagt, sondern an dem, was man nicht gesagt hat. Es ist doch selbstverständlich, dass, wenn jemand zu Gewalt gegen Juden aufruft, ich das alles andere als gut finde. Es ist nicht meine Aufgabe jedes Verbrechen, das in diesem Land passiert, zu verurteilen, und ich finde, wir haben genug andere Probleme, als mit der Lupe zu schauen, wer was nicht kommentiert hat. Wenn etwas ausreichend kommentiert und verurteilt wird,

ter Juden. Der erste zionistische Kongress sollte in München stattfinden, damals hat die jüdische Gemeinde in München, die antizionistisch war, dagegen protestiert und der Kongress wurde nach Basel verlegt. Ich will damit sagen, wir müssen immer genau schauen, wie Antizionismus begründet wird. Es gibt Formen des Antizionismus, die auch antisemitisch sind. Genauso gibt es nicht-antisemitischen Antizionismus.

**Staroselski:** Es ist aber ein Unterschied, ob Juden sich dazu verhalten oder nicht, und es ist auch ein Unterschied, ob das Juden in Israel tun oder in Deutschland. Hierzulande spielt der Antizionismus von Juden beziehungsweise genauer, der Satmar-Chassidim, nun wirklich keine Rolle. Darüber hinaus: Den Gedanken eines Nationalstaats abzulehnen, ist in jeder Gesellschaft möglich. Ich finde aber, wenn wir in Deutschland über Antizionismus sprechen, ist das eine andere Debatte, weil wir uns in einer Gesellschaft befinden, die antisemitische Kontinuitäten aufweist, und weil wir schon immer auch israelbezogenen Antisemitismus hatten. Auch bevor der Staat überhaupt existiert hat.

**Der dann Israel etwa auch völlig unabhängig von der jeweiligen Regierungspolitik ablehnt?**

**Staroselski:** Ja, das sind Akteure, die Israel sogar unter Jitzhak Rabin abgelehnt haben. Wir wissen auch, dass in der DDR der Antizionismus zur Staatsdoktrin dazugehörte. Und in der BRD der 1970er Jahre hat sich in linksradikalen Gruppierungen wie der RAF etc. der Antisemitismus auf Israel übertragen. Es ist sehr wichtig, zu schauen, wie der Antizionismus in Deutschland formuliert wird, und da kann man die Debatte über Antisemitismus einfach nicht außer Acht lassen. Außerdem muss man über die Erfahrungen der Jüdinnen und Juden in Deutschland sprechen. Und wenn die Mehrheit der Jüdinnen und Juden in Deutschland eine andere Haltung zu Antizionismus hat und sagt, dass Antizionismus sehr wohl antisemitisch ist, dann muss man das ernst nehmen.

**Mendel:** Das ist analytisch unscharf. Ob etwas in Israel oder in Deutschland formuliert wird, ist noch kein Argument. Wir müssen uns auf den Gegenstand beziehen. Wer was sagt spielt zwar eine Rolle, aber wichtiger ist, was das Argument ist. Die Ablehnung des Prinzips Nationalstaat kann ich zwar in der Sache nicht gut finden, ist aber an sich noch nicht antisemitisch. Und zu Ihrer Aussage: wenn eine Vorstellung innerhalb der Mehrheit der jüdischen Community verbreitet ist, würde sie zwangsläufig wahr sein. Das ist kein Argument. Wie soll man diese Mehrheit überhaupt rausfinden?

**Aber dass der „Antizionismus ein Vehikel geworden ist, um antisemitische Ressentiments in einer sozial akzeptierten Form Ausdruck zu verleihen“, steht für Sie außer Zweifel, Herr Mendel, so steht es ja auch in Ihrem Buch.**

**Mendel:** Ja. Das können wir nur an konkreten Äußerungen belegen und schauen, wer den Antizionismus als Vorwand nutzt, um Antisemitismus zu legitimieren. Das muss dann auch ganz klar benannt werden, da bin ich ganz auf der Seite von Frau Staroselski. Aber

wenn Menschen jede Form des Nationalstaats ablehnen oder aus theologischen Gründen einen Nationalstaat ablehnen oder sich eine friedlichere Zukunft für den Staat Israel wünschen, indem sich der Staat nicht als jüdisch, sondern *nur* als demokratisch definiert, tun wir uns keinen Gefallen, diese durchaus legitime Positionen so pauschal mit dem Antisemitismusvorwurf zu brandmarken.

**Staroselski:** Aber Antizionismus bedeutet die Ablehnung des Zionismus und das bezieht sich auf das Selbstbestimmungsrecht von Juden und letztlich auf Israels Existenzrecht.

**Mendel:** Warum? Das bezieht sich auf Israel als zionistischen Staat, aber nicht auf das Existenzrecht. Israel kann auch rein theoretisch als nicht zionistischer Staat mit oder ohne jüdischer Mehrheit existieren.

**Staroselski:** Zionismus bedeutete in seinem Ursprung, einen jüdischen Staat zu errichten. Wenn man ablehnt, dass ein jüdischer Staat existieren soll, ist das für mich antisemitisch.

**Mendel:** Was meinen Sie mit ablehnen?

**Staroselski:** Antizionismus bedeutet, dass ein jüdischer Staat in seiner Form nicht existieren darf. Das, finde ich, ist antisemitisch, und da ist es aus meiner Sicht erst mal egal, wer diesen Gedanken formuliert. Es gibt ja auch Arbeitsdefinitionen, beispielsweise von der International Holocaust Remembrance Alliance, die eine definitorische Übersetzung der Erfahrungen von Jüdinnen und Juden ist. Das Besondere an dieser Definition ist, dass sie eine Reihe von Beispielen gibt, die sich insbesondere auf israelbezogenen Antisemitismus beziehen. Das macht sie so besonders wichtig, weil gerade bei israelbezogenem Antisemitismus sehr häufig nicht klar ist, ob eine Aussage antisemitisch ist oder Entscheidungen der israelischen Regierung kritisiert werden. Aber wenn Israel dämonisiert oder das Existenzrecht Israels abgelehnt wird, ist das auch laut dieser Arbeitsdefinition antisemitisch.

**Mendel:** Ich definiere mich als Zionist. Nichtsdestotrotz müssen wir das Ganze analytisch scharf stellen. Einige, die antizionistische Positionen vertreten, vertreten auch israelbezogenen Antisemitismus. Aber es gibt eben auch in der jüdischen Diaspora viele Bewegungen, auch historische, die antizionistisch sind. Es ist falsch, diese ganze Vielfalt an antizionistischen Positionen nachträglich und in der Gegenwart als antisemitisch darzustellen. Das ist paradox. Ein Großteil der Juden, die außerhalb von Israel leben, sind antizionistisch, und auch ein beträchtlicher Anteil der Juden, die in Israel leben, sind antizionistisch. Sind die alle Antisemiten?

**Aber es gibt eine Schnittmenge zwischen Antizionismus und israelbezogenem Antisemitismus.**

**Mendel:** Ja. Da geht mit der Ablehnung der jüdischen Komponente des Staates Israel der Wunsch einher, die Juden loszuwerden aus der Region. Das ist antisemitisch. Aber es gibt auch Positionen, die ich zwar nicht teile, die aber eine andere, vielleicht utopische Vorstellung haben von der Organisation des gemeinsamen Staatswesens nicht nach Religion, sondern nach Staatsbürgerschaft.

**Staroselski:** Wir reden ja über heute und nicht über einen utopischen Moment. Und wir reden darüber, welche Gefahr Antizionismus für Jüdinnen und Juden in der Diaspora bedeuten kann. Es geht darum, welche Gefahr die antizionistische Propaganda mit sich bringt. Ich habe nicht gesagt, dass alle Juden Zionisten wären und der Zionismus ist auch keine monolithische Ideologie. Aber es geht doch darum, dass es heute



„Wir müssen einen Konsens finden“

de facto einen jüdischen Staat Israel gibt und dass es Personen gibt, die sagen, dass dieses Land in seiner Form nicht existieren darf und was daraus folgt.

**Mendel:** Wenn Leute sagen, Israel darf nicht als jüdischer Staat existieren, ist das sicherlich antisemitisch, da würde ich zustimmen. Aber wenn es heißt, Israel *soll* nicht als jüdischer Staat existieren, ist das vielleicht nicht richtig, aber keinesfalls antisemitisch.

**Aber wie geht man mit einem antisemitischen Antizionismus um? Wir führen bei all den Skandalen von Mbebe bis documenta immer wieder dieselbe Diskussion.**

**Mendel:** Genau deswegen brauchen wir Definitionsschärfe. Einige sehen überall Antisemitismus und andere sind blind dafür oder leugnen ihn per se. Wir müssen Werkzeuge erarbeiten, um den Antisemitismus – aber auch falsche Antisemitismusvorwürfe – zu entlarven, und ich denke, an dem Punkt sind wir jetzt: Wir sind uns einig, dass es Formen der Israelkritik gibt, die klar antisemitisch sind.

**Aber das Problem ist häufig, dass es nicht um Inhalte, sondern um Sprecherpositionen geht. Wenn etwa auf der documenta in einem Kunstwerk Gaza mit Guernica gleichgesetzt wird, geht es in der Diskussion nicht darum, aus welchen Gründen das eine falsche Parallelisierung ist, sondern es geht um die Herkunft der Künstler:innen.**

**Staroselski:** Ja. Für mich ist außerdem als in Deutschland lebende Jüdin das Problem mit Antisemitismus kein analytisches, sondern ein gesellschaftliches Problem, was auf dem Rücken von Jüdinnen und Juden ausgetragen wird. Wenn Jüdinnen und Juden sich in Deutschland nicht sicher fühlen, wenn sie nicht sicher auf die Straße gehen können, wenn sie Sorge haben, als Jüdinnen und Juden erkannt zu werden, ihre

jüdischen Symbole verstecken müssen, dann geht es nicht um analytische Diskussion, sondern darum, dass der Rechtsstaat Jüdinnen und Juden schützen muss, und es bedeutet, dass man sich auseinandersetzen muss mit Antisemitismus und mit Kontinuitäten des Antisemitismus in der Gesellschaft.

**Das heißt, die Beschäftigung mit Antisemitismus findet eigentlich gar nicht statt? Sie haben einmal geschrieben „Der Vorwurf des Antisemitismus wiegt schwerer als der Antisemitismus selbst“.**

**Staroselski:** Man muss die Sprecherposition von Jüdinnen und Juden ernst nehmen und ich finde, dass das Beispiel documenta, das Sie angebracht haben, ein sehr passendes dazu ist, weil es bereits vor der Eröffnung der documenta jüdische Stimmen gab, die gewarnt haben, dass diese Ausstellung Antisemitismus öffentlich zur Schau stelle. Darauf wurde kaum bis gar nicht reagiert. Die documenta wurde ausgesessen, es gab dann eine Untersuchungskommission und Debatten in Feuilletons über Ausstellungsstücke und am Ende ist nichts passiert. Stattdessen ist man genau in die Situation geraten, zu debattieren, ob jetzt die Künstler, die diese Kunstwerke ausgestellt haben, Antisemiten sind oder nicht. Mir geht es nicht um pauschale Antisemitismustempel, sondern um die Auseinandersetzung mit antisemitischen Verschwörungserzählungen, mit reproduzierten antisemitischen Inhalten, weil sie eine konkrete Auswirkung auf das Sicherheitsgefühl von Jüdinnen und Juden in Deutschland haben.

**Mir scheint, der Zeitgeist ist hier ein anderer.**

**Staroselski:** Es gibt Umfragen, die zeigen, dass heute etwa 70 Prozent der Deutschen glauben, dass ihre Vorfahren keine Täter waren. Im letzten Herbst ist eine Studie herausgekommen, die besagt, dass knapp

Gute Zeitung, oder?

taz.de/abo

bin ich glücklich darüber, dass ich nicht in die Debatte intervenieren muss.

**Frau Staroselski schrieb „Antizionismus ist Antisemitismus“. Stimmen Sie dem zu?**

**Mendel:** Ja und nein. Es ist doch immer die Frage, woher der Antizionismus kommt und in welchem Kontext. Die ultraorthodoxen Juden in Me'a Sche'arim werden sich als dezidierte Antizionisten definieren. Das macht sie natürlich nicht zu Antisemiten. Zionismus war nie ein Konsens un-





Die Deutschen reden gerne über Israel, aber wenig über Antisemitismus. Meron Mendel, Direktor der Bildungsstätte Anne Frank, hat gerade ein Buch darüber geschrieben, wie das Verhältnis zu Israel und zum Nahostkonflikt in Deutschland verhandelt wird. Anna Staroselski von der Deutsch-Israelischen Gesellschaft definiert den antizionistischen Zeitgeist als antisemitisch. Ein Gespräch über wiederkehrende Skandale und Debatten im Kulturbetrieb, bessere Argumente und jüdisches Leben im Land der Täter

über die Hälfte der Deutschen eine Schlussstrichdebatte fordert. Wir hatten bis in die 1980er Jahre personelle Kontinuitäten von ehemaligen NSDAP-Mitgliedern in Verantwortungspositionen und wir sind noch immer nicht an einem Punkt gelangt, wo man sagen kann, dass Antisemitismus keine reale Existenz mehr in der deutschen Gesellschaft hat. Auch vor diesem Hintergrund müssen die Debatten geführt werden, und das ist nicht ausschließlich eine akademisch-analytische Debatte von Wissenschaftlern im Elfenbeinturm, sondern das ist eine Debatte, die in erster Linie Jüdinnen und Juden betrifft, deren Stimme gehört werden muss.

**Mendel:** Natürlich. Leider ist es so, dass Juden die Leidtragenden sind, aber das gibt niemandem die Berechtigung, den Antisemitismusvorwurf leichtfertig zu benutzen. Wir müssen uns mit jedem Vorwurf auseinandersetzen. Was sich antisemitisch anfühlt, muss nicht auch antisemitisch sein.

**Staroselski:** Würden Sie das beim Thema Rassismus auch so sagen?

**Mendel:** Absolut. Wir können nicht die Debatte auslagern und sagen, nur die Schwarzen können jetzt entscheiden, was Rassismus ist und nur die Juden können entscheiden, was Antisemitismus ist. Aus dem einfachen Grund: Es gibt nicht nur eine Meinung von Juden und es gibt nicht nur eine Mei-

nung von Schwarzen. Verletzte Gefühle sind keine Substanz, mit der wir argumentieren können. Es fehlt uns auch nicht an Sonntagsreden und Bekenntnissen gegen Antisemitismus, sondern wir müssen einen Umgang mit den wiederkehrenden Debatten finden, sie differenziert führen und schauen, wie wir wirklich den versteckten oder codierten Antisemitismus analytisch decodieren. Gefühle sind noch kein Beweis.

**Staroselski:** Man muss erst mal überhaupt ernst nehmen, wenn Jüdinnen und Juden sagen, hier findet Antisemitismus statt, und das nicht als Antisemitismusvorwurf in Anführungszeichen abtun oder den Antisemitismusvorwurf an sich skandalisieren.

**Mendel:** Warum in Anführungszeichen? Das ist aber doch zunächst einmal faktisch ein Vorwurf.

**Staroselski:** Das haben wir bei so vielen Debatten gesehen. Es geht dann nur noch um die Person, die diesen Antisemitismusvorwurf erhalten hat und man setzt sich nicht mit dem Inhalt auseinander oder damit, was tatsächlich passiert ist.

**Mendel:** Ich habe eine schlechte Nachricht: Jede Debatte funktioniert so, dass es erst einmal einen Vorwurf gibt. Und dieser Vorwurf muss überprüft werden. Klar müssen die Juden ernst genommen werden, so wie die Katholiken oder Evangelen, Frauen oder Männer auch. So ist das in der Demokratie. Jeder muss ernst genommen werden. Darüber gibt es keinen Streit. Aber im Endeffekt ist die Beweislast an denjenigen, die den Vorwurf erheben.

**Roger Waters hat neulich im Gespräch mit Ihnen, Meron Mendel, im Spiegel gesagt, „Sie kennen das Wort, das wir nie benutzen dürfen, aber jetzt benutzen dürfen, weil es ständig benutzt wird, und das ist: Apartheid.“ Mir scheint, er hat da genau die perfide Grenzverschiebung benannt, die auch in postkolonialen Kreisen oft anzutreffen ist, das heißt, so oft in Bezug auf Israel die Wörter Apartheid und Genozid zu wiederholen, bis alle dran glauben, egal wie falsch die Aussage ist.**

**Mendel:** Der Apartheidvergleich ist falsch, aber ich würde nicht sagen, dass jeder, der den Vergleich anstellt, antisemitisch ist. Man muss diese Diskussion führen und Argumente und Belege dafür bringen, warum dieser Vergleich zwischen Israels Besatzungspolitik und der Apartheidpolitik nicht zutreffend ist. Das ist der einzig mögliche Umgang mit diesem Vorwurf. Wir dürfen uns dieser Diskussionen nicht entziehen, indem die Gegenposition pauschal als antisemitisch dargestellt wird.

**Staroselski:** Der Apartheidvorwurf gegen Israel ist falsch und verharmlost die Realität der Menschen in Südafrika bis in die 1990er. Was die postkolonialen Grenzverschiebungen in Bezug auf die Genozidfrage angeht, sind wir uns vielleicht einig: Man muss an der Präzedenzlosigkeit der Shoah festhalten. Die Behauptung oder Verschwörungserzählung ist ja, dass es jüdische Eliten gäbe, die Deutschland eine Erinnerungskultur aufkotroyiert hätten – mit den Juden als einer besonderen Opfergruppe. Die Absicht ist nun, die Shoah als einen Genozid unter vielen darzustellen. Was aber faktisch nicht richtig ist, schon allein wegen der sogenannten „Endlösung“ – es sollten ausnahmslos alle Juden und Jüdinnen aufgespürt und getötet werden. Die Nichtanerkennung des Präzedenzlosen führt auch zu einer Art Entlastung. Wenn man sagt, Jüdinnen und Juden sind keine besondere Opfergruppe, dann braucht es auch keine besondere Erinnerungskultur in Deutschland. Deutschland wäre dann nur noch eine Nation von vielen imperialistischen zur Zeit des Kolonialismus und Imperialismus, und man bräuchte auch keine besondere Verantwortung gegenüber Jüdinnen und Juden und entsprechend auch nicht gegenüber Israel.

**Mendel:** Die Präzedenzlosigkeit sehe ich genauso, nichtsdestotrotz sehe ich nicht, was das Problem ist, darüber zu diskutieren. Wir müssen einfach die besseren Argumente auf den Tisch legen, damit wir in der Wissenschaft wie auch in der breiten Gesellschaft einen Konsens finden.

**Staroselski:** Man kann diese Debatten führen und das tun wir tagtäglich, übrigens seit Jahren. Ich finde nur, diese Debatte wie auch die documenta haben gezeigt, dass, wenn wir uns in einem Klima von Relativierung und Schlussstrichforderungen befinden, jüdische Perspektiven, die klar den Antisemitismus benennen, abgewehrt werden. Wenn man diese Positionen auch legitimiert, wenn man auch mit Roger Waters, der ein Antisemit ist, spricht und seine Position zulässt, dann kommt man eben zwangsläufig dazu, dass Antisemitismus verharmlost oder legitimiert wird. Und die Konsequenz dessen ist, dass man dann vielleicht nicht solche Demonstrationen wie die, über die wir eingangs sprachen, verhindert, sondern einen gesellschaftlichen Rahmen schafft, in dem solche Demonstrationen zunehmen können.

**Mendel:** Sie sagen immer, jüdische Perspektiven müssen ernst genommen werden. Was sind jüdische Positionen? Ich finde es problematisch, bestimmte Positionen als jü-

dische zu deklarieren und andere, die vielleicht für Sie nicht bequem sind, als nichtjüdische.

**Staroselski:** Ich beziehe mich hier auf demokratisch legitimierte Institutionen, die einen repräsentativen Anspruch haben, die jüdischen Gemeinden und jüdische Menschen in Deutschland zu vertreten, also zum Beispiel der Zentralrat, die Zentralwohlfahrtsstelle etc. Das sind Institutionen, die die Mehrheit der jüdischen Menschen in Deutschland repräsentieren.

**Mendel:** Die Hälfte der Juden in Deutschland ist nicht organisiert in den Gemeinden.

**Staroselski:** Viele Jüdinnen und Juden, die von Marginalisierungserfahrungen betroffen sind, haben kein Sprachrohr, und der Zentralrat ist die politische Interessenvertretung dieser Menschen. Ich frage mich, wenn es nicht das organisierte Judentum oder jüdisches Leben in Deutschland gäbe, wie diese Personen überhaupt berücksichtigt werden würden.

**Mendel:** Ich habe gar nichts gegen den Zentralrat, aber die Frage war doch, wie man bestimmte Kunstwerke oder eine Demonstration bewertet. Und da gibt es eben nicht eine jüdische Perspektive. Wir haben keinen Hohepriester, der uns allen die Linie vorgibt.

**Weder eine Anti-BDS-Resolution noch ein Antisemitismusbeauftragter oder eine IHRA-Antisemitismus-Definition haben bisher konkret viel weitergeholfen in den Debatte. Was tun?**

**Mendel:** Da würde ich zustimmen. Ich glaube, dass mit dem Bundestagsbeschluss oder einem Antisemitismusbeauftragten kein einziger antisemitischer Vorfall verhindert wurde. Da helfen auch keine Sonntagsreden. Wir müssen Antisemitismus bekämpfen, wo er existiert, und Verbündete finden. Dass Menschen sich gegen Antisemitismus auch in ihrem Alltag einsetzen, wird nicht per Dekret passieren.

**Staroselski:** Aber wie wollen Sie Antisemitismus bekämpfen?

**Mendel:** Über Bildungsarbeit, das, was ich in der Bildungsstätte Anne Frank auch mache.

**Staroselski:** Sicher spielt die Bildungsarbeit bei der Prävention gegen Antisemitismus eine wichtige Rolle. Aber in einer solidarischen und demokratischen Gesellschaft braucht es auch Formen der Intervention und – falls nötig – auch Formen der Repression, die Antisemiten Einhalt gebietet. Dazu gehört eine wachsame Zivilgesellschaft, die bei antisemitischen Vorfällen einschreitet, ebenso wie ein funktionierender Rechtsstaat, der antisemitisch motivierten Straftaten verfolgt und ahndet.

**Anna Staroselski** ist Präsidentin der Jüdischen Studierendenunion Deutschland und Vizepräsidentin der Deutsch-Israelischen Gesellschaft. Als Tochter jüdischer Kontingentflüchtlinge aus der Ukraine ist sie 1996 in Stuttgart geboren. Sie studiert Geschichte und arbeitet als Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Deutschen Bundestag  
Foto: Sanjar Khakhsari



**Meron Mendel:** „Über Israel reden. Eine deutsche Debatte“. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2023, 224 Seiten, 22 Euro

Anzeige

**Djaimilia Pereira de Almeida**  
»Almeidas Prosa liest sich wie ein lyrischer Gedankenstrom.«  
*The New York Times*

**Christine Dwyer Hickey**  
»Ein Roman wie ein Gemälde von Edward Hopper – ein formvollendetes Meisterwerk.«  
*The Irish Times*

**Adam Andrusier**  
»Weise, witzig, überraschend, berührend und immens vergnüglich.«  
*Jonathan Safran Foer*

**Claudia Piñeiro**  
»Dieses Buch ist dringend notwendig. Faszinierend, mitreißend, meisterhaft.«  
*El País*

**Bergsveinn Birgisson**  
»Es ist ein wunderbares, fröhlich-melancholisches Buch.«  
*Kleine Zeitung*

**Gloria Naylor**  
»Eine herausragende Wortschmiedin und eine atemberaubende Erzählerin.«  
*Tayari Jones*

**Geetanjali Shree**  
»Kraftvoll und feinsinnig eröffnet uns Shree eine ganz neue Welt.«  
*The Hindu*

# Unionsverlag



# Das Gebiss entspannen

Möglichst schroff, offen und ehrlich wollte Paul Brodowsky über seinen Vater nachdenken, der in der Nazizeit groß wurde und ihm für das eigene Familienleben kein gutes Vorbild lieferte. Herausgekommen ist der Roman „Väter“



Die Wut des Vaters entdeckt Paul Brodowsky manchmal bei sich selbst. In der Arbeitswohnung des Autors  
Foto: Sebastian Wells

Von Leonie Gubela

Unter den Brodowsky-Geschwistern im Roman „Väter“ kursierte in der Kindheit ein Code-Begriff für die Wutanfälle des Vaters: das „Schafe schlachten“. Als unauffällige Warnung vor dem Aggressionsgewitter, das sich willkürlich entladen konnte („Nicht, dass dann wieder Schafe geschlachtet werden“) oder als Formel, die man sich entnervt zuraunte, wenn es gerade wieder passiert war („Vorhin wurden deshalb wieder Schafe geschlachtet“).

Wenn der Vater Schafe schlachtete, dann verzog sich das Gesicht zur sogenannten Vatergrimasse, dann wurde der Kiefer aufeinandergepresst und die Luft scharf eingesogen; dann wurde nicht gesprochen, sondern gebellt.

Als Paul Brodowsky, der Ich-Erzähler, von den acht Geschwistern der jüngste, selber Vater ist, will auch sein Gesicht sich immer wieder in diese Grimasse hineinlegen. Wenn der sechsjährige Milan ihn zur Weißglut bringt, eine Schraube festgerostet ist, wenn ein Bekannter irgendwas Rechtes auf Facebook postet. Dann erschreckt

er, denkt „die Vatergrimasse!“ und versucht das malmende Gebiss zu entspannen.

Für Paul Brodowsky, den realen, war diese Wut, die er an sich selbst entdeckte, einer der Erzählmotoren für „Väter“. An einem Mittwoch sitzt er jetzt in seiner Arbeitswohnung am Berliner Maybachufer, ein Zimmer, funktional-studentisch, tropfender Wasserhahn, bisschen zugig, alter Mietvertrag.

## Jahre auf der Napola

Der 42-jährige hat einen Roman geschrieben, seinen ersten, über einen Mann namens Paul Brodowsky, zweifacher Vater und Sohn eines Professors, aufgewachsen mit vielen Geschwistern in Schleswig-Holstein; ein in Neukölln lebender Dramaturg und Dozent an der Uni, der, als sein erstes Kind zur Welt kommt, beginnt, sich mit der Kindheit des eigenen Vaters auseinanderzusetzen. Ihn über einen langen Zeitraum hinweg interviewt zu seinen Jahren in der Napola, der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt, an der Jugendliche während des „Dritten Reiches“ zur künftigen NS-Elite herangezogen werden sollten. Der herausfinden will, wie die

Traumata seines Vaters ihn selbst geprägt haben, und über diese Unternehmung einen Roman schreibt.

So weit, so meta, denn all das trifft auch auf den realen Paul Brodowsky zu, was es ein bisschen hakelig macht, Fragen über ihn und das Buch zu stellen: dem Ich-Erzähler aus „Väter“ also nicht ständig die Fiktion abzusprechen oder voreilige Schlüsse auf Vita und Psyche seines Erfinders zu ziehen. Der Roman ist „fiktionalisiert und subjektiviert“, so Brodowsky, manches weit weg und verfremdet, einiges nah dran und womöglich genauso gewesen.

Mit der Entscheidung, dem Romanhelden den eigenen Namen zu geben, wollte Brodowsky „Väter“ einerseits als eindeutig autofiktionalen Stoff kennzeichnen, andererseits versuchen, möglichst „schruff, offen und ehrlich“ zu sein, insbesondere, wenn es um die Täter-Vergangenheit seiner Familie geht: Paul Brodowsky ist nach seinem Großonkel benannt, NSDAP-Funktionär und derjenige, der seinen Vater seinerzeit zur Napola schickte.

Für den Ich-Erzähler, wie auch für Paul Brodowsky, verändert die Geburt des ersten Kindes die Art und Weise, wie sie sich selbst in der

Zeit verorten. War das Leben vorher in leicht verdauliche Wochen- und Jahresrhythmen eingeteilt, ohne Notwendigkeit, den Blick weit in die Zukunft oder in die Vergangenheit zu richten, denkt der 30-jährige Brodowsky mit Neugeborenem im Arm plötzlich in Generationen. Rechnet 30 Jahre vor und 30 Jahre zurück und nochmal zurück, ist beim Jahr 1950, das nur 30 Jahre vor seiner eigenen Geburt liegt, fünf Jahre nach Ende des Nationalsozialismus.

## Geröll der Nachkriegszeit

„Ich glaube, dass mit dieser neuen Zeitwahrnehmung auch eine neue Art von Verantwortung und Politisierung einhergeht“, sagt Paul Brodowsky. Eine Auseinandersetzung damit, was die eigenen Eltern an „unbeleuchtetem Geröll“, wie es im Roman heißt, aus der Kriegs- und Nachkriegszeit mit sich herumtragen, und wie einen dieser „Schutt und Schlamm“ beim Aufwachsen geprägt hat. Was davon sich vielleicht festgesetzt hat in einem selbst. Und wie man es loswird. Womit wir wieder bei der Wut wären.

Mit der Vaterschaft enden für den Paul Brodowsky im Buch die Jahre des „emotionalen Mezzo“. Die späte Jugend, die Zwanziger, in denen er zwar starke Gefühle durchlebte, aber eben nicht die großen Erschütterungen, die „kalte gedeckelte Wut“, die irgendwann umschlägt in Schreien und den Drang, auf etwas einzutreten.

Die Mezzojahre sind für den Ich-Erzähler eine Phase der sich öffnenden, sich ihm zuwendenden Welt, in der dem jungen Mann aus gutbürgerlichen Verhältnissen alles nur so zuzufallen scheint. Eigene Theaterinszenierungen an der Schule, ein Platz im Schreibstudiengang in Hildesheim, erste Veröffentlichungen seiner Texte. Dass all das so kommen musste, wird ihm schon als Kind vermittelt, in der Familie herrscht eine Art Überlegenheitsdenke, der „Brodowsky Exceptionalismus“, dessen Ursachen sich der Ich-Erzähler mit den Vater-Interviews annähern will.

Der echte Paul Brodowsky in seiner Arbeitswohnung am Maybachufer sehnt sich nicht zurück in dieses „halbbewusste Selbstbewusstsein“ vor dem ersten Kind, in dem für ihn fast schon ein „kolonialisierender Gestus“ lag, so was „Weltoberndes und Ungebrochenes“, heute findet er das erschreckend. Der neue emotionale Ausnahmezustand als Vater hängt für ihn auch mit dem permanenten Ringen um faire Aufteilung der Care-Arbeit zusammen, dem Versuch, zwischen alldem beruflich weiterzukommen und natürlich für die Kinder da zu sein, und zwar auf eine andere Weise als der eigene Vater.

Im Buch gibt es seitenlange Strecken, auf denen Paul und seine Partnerin Judith sorgsam Kita-Übergaben und Arztbesuche vorausplanen, nur damit diese Alltags-Choreografien im Anschluss in sich zusammenfallen, weil beispielsweise das Schloss des Lastenrads kaputtgeht. Dazwischen versucht der Ich-Erzähler herauszufinden, welcher Vater er eigentlich sein will. Zur Orientierung nutzt er überwiegend die Unzulänglichkeiten des eigenen, er seziert, was der falsch machte, und zieht daraus seine Schlüsse. Haben Gegenwartsväter keine Positiv-Vorbilder? Finden sie ihre Rolle nur über Abgrenzung?

Schon als Kind habe Paul Brodowsky für sich entschlossen, nie zu werden wie der eigene Vater, und das sei natürlich ein starker Gedanke, aber „daraus entsteht ja erst mal kein Handlungsgerüst, man befindet sich wie auf einer leeren

Ebene“. Trotzdem habe Vaterschaft für ihn ganz viel mit „Unlearning“ zu tun, also familiäre Dynamiken, mit denen man aufgewachsen ist, zu erkennen und abzubauen.

Im Roman resultieren daraus Momente der Erkenntnis: Wenn der Ich-Erzähler im Streit mit den Kindern droht, aus dem Haus zu gehen, die beiden allein zu lassen, dann merkt er, dass sie mit existenzieller Angst darauf reagieren – und nicht mit Erleichterung, so wie er selbst, als er Kind war und sein Vater einfach abhaute.

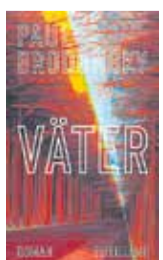
Je länger der Ich-Erzähler an seinem Romanprojekt arbeitet, desto naturgewaltiger werden die Metaphern, mit denen er es beschreibt: Mal muss er sich hineinbegeben in ein Bergmassiv, das Faltengebirge überqueren oder in dunkles Wasser der Ostsee abtauchen. Und auch für die Leserin ist „Väter“ eine herausfordernde Expedition, auf der man die Route hin und wieder hinterfragt – besonders wenn sich das Gefühl einschleicht, verlorenzugehen, zwischen Jugenderinnerung, Gegenwartsanekdote, akademischer Analyse von Machtphantasmen und historischer Aufarbeitung der Familienvergangenheit. Oder der Ich-Erzähler allzu waghalsige Parallelen zieht zwischen dem toxischen Männerbild, das seinem Vater eingepflegt worden sein muss, und ihm selbst. Als er etwa wie im Wahn eine wild gewordene Katze aus dem Haus zu jagen versucht und darin meint „die gleiche kalte Wut“ der „Täter bei Pogromen“ wiederzuerkennen. Da wünscht man ihm, das Projekt einfach fallenzulassen, den Vater in seiner Unerschütterlichkeit in Frieden zu lassen, denn dass der sich auf die Aufarbeitungssitzungen mit seinem Sohn nur minimal einlassen wird, ist schon früh klar.

„Väter“ ist dann am stärksten, wenn man dem Helden beim Su-

## Wo ist der Humor geblieben? Dieser Autor ist dead serious. Doch ist diese große Ernsthaftigkeit auch rührend und Kern des Romans

chen und Finden seiner Rolle in der eigenen kleinen Familie zuschauen darf, seinen Bemühungen, den Kindern nicht als Mann, sondern Mensch präsent zu sein und ihnen irgendwann mal möglichst wenig „unbeleuchtetes Geröll“ zu hinterlassen. Die Gnadenslosigkeit seinem Vater, dem Patriarch, gegenüber ist phasenweise schwer zu ertragen und wird nur gelindert durch die Härte, mit der er sich selbst analysiert und das eigene Alltags-Klein-Klein ausstellt. Wobei der Ich-Erzähler jede noch so absurde Szene mit den Kindern in einer solchen Ernsthaftigkeit referiert, dass man sich manchmal fragt, wo eigentlich der Humor geblieben ist.

Doch ist diese Ernsthaftigkeit auch rührend und Kern des Romans. Brodowsky versucht beim Thema Vaterschaft nicht ansatzweise, Lächerlichkeiten aufzuspielen, sein Protagonist ist *dead serious*, wenn er Erziehungsstreitigkeiten mit der Schwiegermutter nacherzählt oder das Zubettbringen der Kinder beschreibt. Und tatsächlich ist das Nichtvorhandensein jeglicher Ironie hier auf eine eigene Art erfrischend.



Paul Brodowsky: „Väter“. Suhrkamp, Berlin 2023, 302 Seiten, 24 Euro





Öffentliche Feier zum Jahrestag des Überfalls auf die Ukraine, Patriot Park, Moskau  
Foto: A. Kremenschkou/ Agentur Focus

# Blackbox deutsch-russische Beziehungen

Gerd Koenen war einst Aktivist im Kommunistischen Bund Westdeutschlands. Heute gehört er zu den führenden Russlandexperten der Bundesrepublik

Von **Andreas Fanizadeh**

Ein greller Blitz der Erkenntnis hat in der Mitte der bundesdeutschen Öffentlichkeit und des Berliner Parlaments eingeschlagen. Für den *Spiegel* kommentiert Ost-Europa-Experte Gerd Koenen im März 2022 den russischen Überfall auf die Ukraine. Sarkastisch analysiert er, wie dieser „Erkenntnisblitz“ die deutsche Politik und Öffentlichkeit mit Russlands Angriffskrieg im Februar 2022 endlich erreichte. Und sich auch in der deutschen Politik die bittere Gewissheit durchsetzte, dass man zur Verteidigung von Demokratie und Menschenrecht in Europa künftig selber militärisch gefordert sei. Sieh also nicht weiter hinter den Amerikanern verstecken kann, während man selber mit Verweis auf die Geschichte emsig Handel mit Schurken treibt.

Koenen beschreibt die bis Februar 2022 dominante deutsche Grundhaltung in vielen seiner

Texte, die in dem Buch „Im Widerschein des Krieges. Nachdenken über Russland“ versammelt sind. Etwa wie die Deutschen auch noch nach der russischen Annexion der ukrainischen Krim 2014 „im Gewand einer feierlichen ‚Nie wieder‘-Rhetorik und gespickt mit ‚Lehren aus der Geschichte‘“ ihrer historischen Verantwortung nicht gerecht wurden. Und sich aus ökonomischen Eigeninteressen einfach neutral gaben.

In dem floskelhaften Antifaschismus von Angela Merkels CDU – und zuvor Gerhard Schröders SPD – sieht Koenen einen rituellen Vorgang, um sich mit deutsch-russischer Geschichte nicht beschäftigen zu müssen. Nicht mit dem, was es für die „Pufferstaaten“ hieß, zwischen Sowjetunion und Nazi-Reich eingeklemmt zu sein. Blackbox Ukraine, Blackbox Baltikum, Blackbox Weißrussland, Blackbox Polen – Blackbox Hitler-Stalin-Pakt, Blackbox „Bloodlands“.

Gerd Koenen, geboren 1944 in Marburg, gehört zu den tiefen Kennern des östlichen Totalitarismus in Deutschland. In den 1960er Jahren politisiert, schloss er sich nach der Ermordung Benno Ohnesorgs (1967) dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) an. Sein Promotionsstudium als Historiker bei Iring Fetscher in Frankfurt am Main verwarf er 1973 zugunsten einer Karriere im Kommunistischen Bund Westdeutschlands (KBW). Man versteht die Radikalisierung der Linken nach 1968 jedoch kaum, so man die damalige Phase des Postfaschismus nicht insgesamt in den Blick nimmt. Koenen gehört zu der ersten Generation, die nach 1945 mit demokratischen Freiheitsversprechen aufwuchs. Und die sich zugleich mehrheitlich mit im „Dritten Reich“ sozialisierten Erwachsenen konfrontiert sah. Auch der heutige baden-württembergische Ministerpräsident Winfried Kretschmann, kein Radikaler, war

einst im KBW. Die Jugend um 1968 wollte nach- und zurückholen, was der deutsche Nationalsozialismus unterbrochen und versucht hatte, vollständig zu eliminieren.

Koenen hatte Anfang der 1980er genug vom autoritären Kommunismus und war auch von den eher libertären Strömungen der Frankfurter Sponti-Linken um Dany Cohn-Bendit und Joschka Fischer beeinflusst. Er begann seine mit Praxiserfahrung gesättigte analytische Auseinandersetzung mit den verschiedenen Spielarten des totalitären Kommunismus. Eine kleine Auswahl der Titel seiner Buchpublikationen mag dies andeuten: 1987 erschien „Die großen Gesänge: Lenin – Stalin – Mao Tse-tung. Führerkulte und Heldenmythen des 20. Jahrhunderts“; 1998 „Utopie der Säuberung. Was war der Kommunismus?“; 2001 „Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977“; 2017 „Die Farbe Rot. Ursprünge und Geschichte des

Kommunismus“ mit 1.136 Seiten. Es gilt als das Opus magnum des freiberuflich tätigen Historikers und Publizisten.

Dem hingegen mutet die jetzige Textsammlung „Im Widerschein des Krieges. Nachdenken über Russland“ mit 300 Seiten fast bescheiden an. Sie umfasst Schriften, die Koenen in den letzten 25 Jahren über Russland und aktuell verfasst hat. Ausgehend vom jetzigen Kriegsgeschehen beleuchten sie den Aufstieg Putins, das Scheitern der Demokratie in Russland aus historischer Perspektive. Sie verdeutlichen, dass es, anders als die Wagenhechts, Brandts und Welzers behaupten, nicht die Nato ist, wegen der Putin immer aggressiver wurde. Es sind die inneren, die farbigen Revolutionen der Demokratiebewegungen in Minsk, Kiew oder Tiflis, auf die er reagiert. Sein Regime verlagert den Konflikt nach außen, um die Herrschaft in der militärischen Eskalation gegen „Gayropa“, Juden, „Kleinrussen“ und angebliche Nazis durch völkischen Mobilisierung im Inneren zu festigen. So zumindest die wahnhaftige Absicht.

Putin und seine Propagandisten haben in den letzten zwei Jahrzehnten begonnen, systematisch die Geschichte Russlands umzuzeichnen. Koenens Texte beschreiben, wie diese Clique mit Machtantritt 1999/2000 daran ging, rechtsstaatliche und demokratische Transformationsprozesse zu stoppen. Im Namen eines großen neuen imperialen Russlands, unter Anrufung von stalinistischer und zaristischer Traditionen, inklusive Männer- und Führerkult. Wirtschaftliche und politische Konkurrenten wurden aus dem Weg geräumt. Koloniale Kriege geführt. Aber nicht einmal Auftragsmorde an Kritikern wie Anna Politkowskaja (2006) oder Boris Nemzow (2015) führten im Westen zu der „Zeitenwende“, die erst der jetzige Überfall auf die Ukraine nach sich zog.

Gerd Koenens Auseinandersetzung mit dem Nachwirken des Hitler-Stalin-Paktes (1939–1941), dem oberflächlichen Nachbeten kommunistischer Propagandaphrasen, vor denen weder Thomas Mann noch Simone de Beauvoir gefeit waren, sind eine Einladung, die eigene und die Geschichte der Linken kritisch wahrzunehmen. Der Autor hofft, dass Witz, Authentizität, Nahbarkeit und Humanismus, die der ukrainische Präsident Wolodimir Selenski ausstrahlt, über die stumpfe Rohheit der Invasoren siegen mögen.

Die Deutschen taten dabei gut daran, den Blitz der Erkenntnis nach dem 24. 2. 2022 noch ein wenig leuchten zu lassen. Schließlich haben sie gehörigen Anteil daran, dass Putin glauben mochte, seinen Angriffskrieg ungestraft und siegreich führen zu können.



Gerd Koenen: „Im Widerschein des Krieges. Nachdenken über Russland“. C.H. Beck, München 2023, 317 Seiten, 20 Euro

## DIE WELT VON ALLEN SEITEN LESEN

... und das jeden Monat neu

Deutsche Ausgabe  
**LE MONDE diplomatique**

5 Monate für 20 Euro

Israel – die Agenda der Radikalen

Energiekrieg

Fünf Monate Zeitung, App und Audio für 20 Euro  
[monde-diplomatique.de/abo20](http://monde-diplomatique.de/abo20)

Unser Jubiläumsangebot ist gültig bis zum 02. Juni 2023







Die Mosuo in China führen Besuchsehen. Die Kinder bleiben bei ihren Müttern, Männer helfen dort bei der Erziehung  
Foto: Christopher Pillitz / Agentur Focus

## Wo die Macht der Männer Risse bekommt

Angela Saini zeigt in ihrem Buch „Die Patriarchen“, warum das Patriarchat nicht unausweichlich ist, und geht auf Spurensuche nach dessen Anfängen

Von **Katrin Gottschalk**

Sie leiden übertrieben an einem Schnupfen, sterben dann aber früher, weil sie bei ernsthaften Krankheiten nicht zum Arzt gehen. Dass Männer diese Welt regieren, ist nicht selbsterklärend. Es ist ein Rätsel, das mit körperlicher Überlegenheit und Sesshaftwerdung allein nicht zu erklären ist. Mit diesen beiden Klischees räumt die britische Journalistin Angela Saini in ihrem neuen Buch auch direkt auf.

In „Die Patriarchen“ schaut Saini auf die Bonobos, die dem Menschen so ähnlich sind wie die Schimpansen, und beobachtet dort keine Herrschaft der Silberrücken, sondern mächtige Weibchen, die körperlich zwar unterlegen sind, ihre Macht aber durch enge soziale Kontakte halten.

Ein Großteil des Buches beschäftigt sich mit der Forschung rund um die etwa 9.000 Jahre alte Stätte Çatalhöyük, die die Forscherin Marija Gimbutas als matriachale Urstätte Europas bezeichnet hatte. Das scheint so nicht ganz zu stimmen, aber die Gebäude und Funde legen nahe, dass hier eine Gesellschaft gelebt haben muss, die weitgehend gleich war, in der Frauen stark wie Männer waren – trotz Sesshaftigkeit.

Gehalten hat diese Gleichberechtigung allerdings nicht – wie kamen die Männer an die Macht? „Wer wir sind, entdecken wir nicht in den großen, vereinfachten Darstellungen der Geschichte, sondern an den Rändern, wo die Menschen anders leben, als wir es vielleicht erwarten.“ Mit diesem Leitsatz hat sich Saini über mehrere Jahre auf die

Suche nach diesen Rändern begeben – wobei Rändliches teilweise mitten im bekannten feministischen Territorium liegt.

Der US-amerikanische Ort Seneca Falls im Bundesstaat New York beispielsweise ist bekannt dafür, dass dort 1848 der erste Frauenrechtskongress stattfand. Elizabeth Cady Stanton trug ihre „Declaration of Sentiments“ vor. Frauen wollten Gleichberechtigung als Teil einer Fortschrittsbewegung. Dabei waren Frauen an diesem Ort schon einmal viel weiter – nur waren es eben keine weißen Frauen.

Im Jahr 1590 trafen sich in Seneca Falls Frauen verschiedener Native Americans, um Frieden zwischen ihren sich bekriegenden Stämmen auszuhandeln. Mit Erfolg. Laut Saini haben sich diese Frauen im Jahr 1600 „ein Vetorecht bei allen künftigen Kriegen gesichert“. Die Gleichberechtigung haben die Kolonisatoren den Native Americans wegzivilisiert, später mussten deren Frauen dann wieder neu beginnen, dafür kämpfen.

Ähnliches beschreibt Saini anhand der Nayars in Kerala, Indien. Die Kolonisatoren und brachten Zivilisation in Form des Patriarchats mit. Aber wo hatten die das her?

Eine eindeutige Antwort hat auch Saini nicht, deshalb trägt das Buch den Untertitel „Auf der Suche nach den Ursprüngen männlicher Herrschaft“.

Laut erwähnter Marija Gimbutas kam das Patriarchat in Form von Kriegerern aus der russischen Steppe Richtung Europa, und so ganz unplausibel scheint das nicht zu sein. Aber wo die das wiederum herhatten – lässt sich nicht so einfach sagen.

Allerdings hat sich das Patriarchat, wenn man es mit patrilinearer Erbfolge gleichsetzt, bis heute nicht überall durchgesetzt. Bei den Khasi in Indien

### Die Kolonisatoren brachten Zivilisation in Form des Patriarchats mit

wird an die Frauen vererbt. Eine schöne Vorstellung. Während hierzulande in der Ehe noch immer meist Frauen den Namen des Mannes annehmen, sich von ihrem Vater zur Trauung begleiten lassen und damit symbolisch vom Besitz des einen Mannes in den des anderen übergehen. Die logische feministische Schlussfolgerung, das Ende der Ehe, ist aktuell wiederum bei der Autorin Emilia Roig nachzulesen.

Letztlich bestätigen Sainis sorgfältig zusammengetragene Ausnahmen an den Rändern dann doch die Regel – und die heißt Patriarchat. Dieses war auch im real existierenden Sozialismus sehr anwesend. Hier sind Sainis Beschreibungen aus Sowjetunion und DDR zwar faktisch richtig, aber ihre Einordnung, hier sei „ein echter Ver-

such unternommen worden, das Patriarchat zu zerschlagen“, geht an der Realität doch weit vorbei. Frauen konnten arbeiten wie Männer, aber gerade die Ehe, so oft sie auch geschieden wurde, war trotzdem das Ideal, die patrilineare Familie der kleinste Teil des Staates.

Die Gründung von Staaten, die damit verbundene Eroberung und Verteidigung, sind zentrale Bausteine des Patriarchats. Ein Staat im Krieg muss den weiblichen Körper kontrollieren, um Nachwuchs für das Militär zu generieren. Ließe sich der Untergang des Patriarchats also nur mit der Zerschlagung von Staaten erreichen?

Ein guter Ansatz geht auch eine Nummer kleiner. Etwa, in der Vergangenheit nicht nur nach dem zu suchen, das unsere öde Gegenwart bestätigt, sondern nach dem, das sie verunsichert. „Die Patriarchen“ ist dafür die passende Lektüre. Darin ist das Patriarchat keineswegs unvermeidlich – sonst gäbe es keine anderen Entwürfe und auch nicht Widerstand dagegen. Diesen beschreibt sie am Beispiel Iran, wobei hier für interessierte Zeitungleser\*innen nichts Neues zu erfahren ist.

Insgesamt trägt Saini vor allem zusammen, was schon erforscht wurde. Mitunter liest sich das Buch deshalb etwas mühsam, weil jede\*r Zitatgeber\*in der Sichtbarkeit wegen genannt werden muss, aber den Lesefluss eher stört. Das Durchwursteln lohnt sich aber. Gerade diese Fülle an Randbetrachtungen macht dieses Buch zu einem Grundlagenwerk für alle, die die Risse im Monolith Patriarchat weiter aufbrechen wollen.

## Ein Subjekt stößt auf Identität

Elizabeth Duval räumt in „Nach Trans“ mit der Illusion der Wahlfreiheit des eigenen Geschlechts auf

Von **Julia Hubernagel**

Elizabeth Duval gilt als eine der interessantesten jungen Intellektuellen Spaniens. Taucht ihr Name in Besprechungen oder Fernsehdebatten auf, fällt meist schon im ersten Satz immer dasselbe Adjektiv: trans. Nun äußert sich die heute 22-jährige seit ihrer Jugend zu Trans-Rechten, fragt aber dennoch: Was rechtfertigt ein Etikett wie cis oder trans, wenn beispielsweise zwei Menschen dem Äußeren nach klar als Frauen erkannt werden? Sollte man sich da nicht ehrlich machen und zugeben, dass die Frage in erster Linie um das, was ein Mensch zwischen den Beinen hat, kreist und darum, „was wir als abnormal, pervers oder monströs beurteilen“? Duval glaubt: Das Ende der menschlichen Zivilisation werden wir wohl eher erleben als das Ende der Geschlechter.

Angesichts dieser Desillusioniertheit und angesichts des Hasses, den Trans-Debatten immer wieder offenbaren, überrascht die Versöhnlichkeit, die Duvals Buch „Nach Trans. Sex, Gender und die Linke“ zugrunde liegt. Sie wendet sich an diejenigen, die Bedenken haben, denen Veränderungen Angst machen, und arbeitet sich so an den Argumenten jener ab, die ihre Trans-Kritik als feministisch verstanden wissen wollen. So sei etwa oft zu hören, trans Menschen reproduzierten durch ihre Kleidung oder Verhaltensweisen Geschlechterstereotype. Kein Problem scheinen dieselben Feminist:innen jedoch damit zu haben, „wenn andere Körper, wie die derjenigen, die sie als Frauen bezeichnen, Weiblichkeit ‚performen‘, sich schminken oder die Haare lang tragen, ohne offenkundig auf den Umsturz des patriarchalen Systems hinzuwirken“.

Auch das Schreckgespenst des lüsternen Mannes in der Frauenumkleide, der sich durch ein Umtragen des Geschlechts im Passdokument Zugang zu geschützten Räumen verschafft und, statistisch eher selten auftretend, als Chimäre die Diskussionen über Personenstandsgesetze blockiert, greift Duval auf, wenn sie von der realen Diskriminierung schreibt, die Butch-Lesben in Frauentiletten seit jeher entgegenschlägt. Den Fokus legt die Autorin jedoch auf den Umstand, dass Anti-trans-Aktivist:innen Wahlfreiheit in Bezug aufs eigene Geschlecht eine „übertriebene Macht“ zusprechen. Dabei besitze das Subjekt „nicht die Freiheit, zu sein, wer es sein will,

Duval arbeitet sich an den Argumenten jener ab, die ihre Trans-Kritik als feministisch verstehen

sondern lediglich die Freiheit, sich selbst zu erkennen und zu finden“, schreibt Duval, die an der Pariser Sorbonne Philosophie und Literatur studiert und an eine Versöhnung zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen und der These vom Geschlecht als soziokultureller Struktur glaubt. Geschlecht oder Geschlechterdifferenz würde „durch das Wiederholen bestimmter Muster und die Übernahme von Symbolen und Zeichen erworben, was dazu führt, dass ein Subjekt auf seine Identität stößt“.

Elizabeth Duval ist eigentlich Romanautorin. „Nach Trans“ schreibe sie, um sich ein letztes Mal zum Thema zu äußern. Sie ist weit entfernt von jeglichem Betroffenheitsjargon und nutzt die eigene Sprecherposition nur insofern es die identitaristische Logik verlangt – die sie ebenfalls kritisiert. Etwas befremdlich wirkt lediglich die Theorie, wonach sie schreibe, weil sie nie biologische Mutter sein werde. Die Parallele zwischen der Erziehung eines Kindes und der Schaffung eines Werks lässt sich mit Rosa Mayreder infrage stellen, die 1905 kritisierte, dass Frauen „nichts selber sein und leisten, [sondern] vielmehr ihre Söhne zu dem ‚heranbilden‘ [sollen], was ihnen selbst zu werden versagt ist“. Dennoch kann „Nach Trans“ als Grundlagentext gezählt werden, auf den folgende Denker:innen der Trans-Theorie noch lange aufbauen werden.



Angela Saini  
„Die Patriarchen: Auf der Suche nach dem Ursprung männlicher Herrschaft“. Hanser Verlag, München 2023, 352 Seiten, 25 Euro



Elizabeth Duval:  
„Nach Trans. Sex, Gender und die Linke“. Wagenbach Verlag, Berlin 2023, 224 Seiten, 24 Euro



# Europa, unser aller Heimat?

Der liberale britische Historiker Timothy Garton Ash definiert sich selbst als leidenschaftlicher Europäer. Nun hat er eine sehr persönliche und anregende Geschichte dieses zwischen Himmel und Hölle taumelnden Kontinents vorgelegt

Von **Micha Brumlik**

**D**er Verfasser dieser Zeilen war etwa 13 Jahre alt, als ihm klar wurde, dass er als Kind verfolgter Juden kein „Deutscher“ sein konnte ... Als gelegentlicher Leser der elterlichen Zeitung und eifriger Fernseh Zuschauer hatte er indes immer wieder von der – damals so genannten – „EWG“ gehört, weshalb er nun meinte, seine politische Zugehörigkeit zu einem größeren Kollektiv als „Europäer“ bestimmen zu können.

Diese Erinnerung kam mir spontan, als ich den Titel des neuen Buches aus der Feder des britischen Historikers Timothy Garton Ash las: „Europa. Eine persönliche Geschichte“. Ash, der als Direktor des European Studies Centre in Oxford lehrt, hat bereits vielfältige wissenschaftliche Werke zur neueren Geschichte des Kontinents vorgelegt – dies aber immer aus der Perspektive eines strikt unparteilich urteilenden Beobachters getan. Davon unterscheidet sich das neue Werk grundlegend – ist es doch bewusst

## „Welche Metapher kann diese Vielfalt auch nur annähernd erfassen? Palimpsest Mille-feuille?“

Timothy Garton Ash

und gewollt aus dem Blickwinkel eines leidenschaftlich Beteiligten beschrieben; eines 1955 geborenen Briten, der sich immer wieder daran erinnert, dass und wie sein eigener Vater 1944 in der Normandie landete, um damit als britischer Soldat an der Befreiung Europas vom Nationalsozialismus teilzuhaben.

Sich dieser Geschichte aus einer wissenschaftlich vermittelten, gleichwohl zutiefst persönlichen Perspektive zu versichern, hat Ash nicht wenige – ja, geografische – Orte Europas noch einmal besucht, wobei ihm immer klarer wurde, dass und wie dieser vermeintliche halbe Kontinent der Freiheit allemal auch und gerade ein höllischer Ort war – und ist, denn: „Den Menschen ist es nie gelungen, den Himmel auf Erden zu errichten, auch – oder gerade – wenn sie es versucht haben.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben die Europäer das ihrem eigenen Kontinent angetan, so wie sie es in früheren Jahrhunderten den Kontinenten anderer Völker angetan hatten. Niemand anderes – so Ash – hat es für uns getan. Es war europäische Barbarei, von Europäern begangen an Europäern – oft im Namen Europas. Man kann erst dann ansatzweise verstehen, was Europa seit 1945 zu tun versucht hat, wenn man von dieser Hölle weiß.“

Dabei ist dem Autor durchaus klar, wie schwierig es ist, die Grenzen Europas – die im Westen durch den Atlantik und im Süden durch das Mittelmeer markiert sind – nach Osten zu ziehen; gleichwohl: dass Russland und damit die ehemalige UdSSR zu Europa gehören, ist ihm unzweifelhaft. Nimmt man jedoch außer der Geografie noch die europäischen Kulturen hinzu, wird das Bild endgültig verwirrend, denn: „Welche Metapher kann diese Vielfalt auch nur annähernd erfassen? Palimpsest Mille-feuille? Patchwork-Quilt? Das Beste, was mir einfällt, ist eine Kombination aus Kaleidoteppich.“

Die Ordnung, die der Historiker diesem unübersichtlichen Gebilde gleichwohl aufnötigt, ist chronologischer Art: Sein Europa ist das Europa nach dem Zweiten Weltkrieg, weshalb er sein Buch in fünf große Kapitel aufteilt: „Zerstört (1945)“, „Geteilt (1961–1979)“, „Aufstrebend (1980–1989)“, „Triumphierend (1990–2007)“ sowie „Taumelnd (2008–2022)“.

Entsprechend wird bei der Lektüre zunehmend klar, dass die Perspektive von Ash als eines seit den 1970er Jahren durch den Kontinent reisenden Zeitgenossen die eines Menschen ist, der – wie auch der Rezensent – unter „Europa“ vor allem einen freiheitlichen Ort verstanden hat, worauf er auch immer wieder selbstkritisch hinweist.

Denn „mein Europa war – und ist immer noch – ein Kampf um Freiheit. Wo die Sache Europas mit der der Freiheit Hand in Hand ging, war ich am glücklichsten, wo Europa mit der Freiheit in Konflikt zu geraten schien oder ihr zumindest gleichgültig gegenüberstand, war ich am bestürztsten. Freiheit, die niemals vollständig zu erreichen ist, bedeutet viel mehr als die Abwesenheit von Diktatur.“

Aber als ersten Schritt muss man sich seiner Diktatur entledigen, wie es die Spanier, Portugiesen und Grie-



chen kurz getan hatten.“ Bei alledem weiß der Historiker, dass derlei romantisch geprägtes Engagement für Autoren gefährlich ist; nicht zuletzt deshalb, weil man die handelnden Personen verklärt und trotz der Warnung des von Ash bewunderten George Orwell mögliche Warnzeichen übersieht: so jenes, was ihm selbst als Berichterstatter über die Solidarność-Bewegung passiert sei, als er einen Lech Wałęsa begleitenden polnischen Priester nicht als den antisemitischen Nationalisten erkannt habe, der er tatsächlich war.

Derlei im Zerfallen Jugoslawiens übersehen zu haben, ist Ash freilich nicht vorzuwerfen. Den Zerfall dieses Vielvölkerstaates zeichnet er in einer Drastik, die nichts zu wünschen übrig lässt. Derzeit sind viele schockiert darüber, dass in Eu-

ropa wieder Krieg geführt werde – gemeint ist der völkerrechtswidrige Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine, indes: der Krieg Serbiens gegen Bosnien und Kroatien in den 1990er Jahren war nicht minder schlimm. Es ist gut, dass Ash daran eindringlich erinnert.

Auch nach 1945 war Europa keineswegs ein Kontinent des Friedens. Doch geht es Ash nicht nur um bewaffnete Auseinandersetzungen: Unbestechlich, wie er ist, schildert Ash auch den Neoliberalismus als einen Siegeszug der Märkte über die Demokratie.

Geschichte verläuft in Etappen, und so ist sich Ash sicher, dass die „Nachkriegszeit“ sowie die Zeit nach dem Fall der Mauer 1989 spätestens mit dem Krieg Putins, den Ash ohne Zögern als einen faschis-

tischen Diktator im Stile Hitlers beschreibt, an ein Ende gekommen ist. Nicht zuletzt ob der europaweiten Corona-Epidemie, die erneut geschlossene Grenzen im ach so freien Europa bewirkte.

Aber wie dem auch sei: Die allgemeine Wissenschaftstheorie unterscheidet systematisch zwischen distanzierenden „Beobachter-“ sowie engagierten und wertenden „Teilnehmerperspektiven“. Das neue Buch von Timothy Garton Ash ist ein Musterbeispiel für eine aus einer engagierten Teilnehmerperspektive, einem mitleidenden und urteilenden Blickwinkel verfassten Geschichte unseres – ja unseres! – Kontinents. „Europa“ als politisches Projekt zu erkennen, hilft dieses ebenso anregende wie spannende Buch.

Ashs Vater nahm als britischer Soldat 1944 an der Befreiung Europas von den Nazis teil  
Foto: Peter Marlow/  
Magnum  
Photos/  
Agentur Focus



**Timothy Garton Ash:** „Europa“. Aus dem Englischen von Andreas Wirthensohn. Hanser Verlag, München 2023, 448 Seiten, 34 Euro



**Helmut Höge**  
Redakteur, Hausmeister & Tierfreund  
mit Lemuren des Tierpark Berlin\*

## IST HEUTE DER TAG, AN DEM DU EINE BEDROHTE ART SCHÜTZT?

Mehr als 22.500 taz-Leser\*innen ermöglichen mit der Genossenschaft den unabhängigen Journalismus ihrer Zeitung.

**Jetzt ab 500 € auch Genoss\*in werden – und damit Miteigentümer\*in der taz.**

Mehr Infos unter (030) 25 90 22 13 oder [geno@taz.de](mailto:geno@taz.de)  
[genossenschaft.taz.de](http://genossenschaft.taz.de)

\*Der Tierpark Berlin fördert ein Artenschutzprojekt in Madagaskar.





# Ein Ort, den es nicht geben sollte

Franziska Grillmeier hat ein erschütterndes Buch über die unmenschlichen Zustände für Geflüchtete an den Rändern Europas vorgelegt

Von **Christian Jakob**

Franziska Grillmeier tat, was die wenigsten Journalisten tun, die über das Flüchtlingselend auf den Ägäisinseln berichten: Sie zog 2018 dort hin – und blieb.

Was sie auf Lesbos, das einst als Urlaubsziel und heute als Schandfleck der EU-Asylpolitik bekannt ist, beobachtete, hat sie nun in ihrem Buch „Die Insel“ beschrieben. Es ist die Geschichte eines atemberaubenden moralischen Verfalls, der Entrechtung Ankommender zum Normalzustand werden ließ. Und Grillmeier lotet, ausgehend von ihren Beobachtungen in der Ägäis, auch andere, ähnliche Orte aus – etwa in Polen oder Bosnien.

Der Verlag ist stolz darauf, dass es vor allem die Geflüchteten selbst sind, die in dem Buch zu Wort kommen. Grillmeier zeichnet die Überlebensstrategien der auf Lesbos Gestrandeten nach, ihren Kampf um Würde, gegen die Verzweiflung, für eine Zukunft.

Grillmeier ist bei ihnen, im Alltag, der schlimm genug ist, während der quälend langen Asylwartezeit, der ewigen Corona-Lager-

lockdowns, und sie ist da, wenn die Katastrophen über sie hereinbrechen, wie die immer wiederkehrenden Feuer. Sie beschreibt Panikattacken, Selbstverbrennungen – und die Siege: Wenn eine Weiterreise an einen sicheren Ort für manche doch möglich wird.

Die dabei Porträtierten zeichnet sie stets sehr freundlich: Die Augen „leuchten“, das Lachen „herzlich“, die Bewegungen wie ein „Panther“, ihr Salat „knackig und frisch“. Wer

## Sie beschreibt Panikattacken, Selbstverbrennungen – und die Siege

Vertrauen gewinnt, will dies kaum enttäuschen. Doch gleichzeitig ist es eben nur so möglich, eine Perspektive einzunehmen, die Menschen in ihrer Subjekthaftigkeit ernsthaft gerecht zu werden versucht: durch Nähe und Zeit. So ge-

lingt es Grillmeier auch, die Repression gegen die Helfer:innen – etwa die angeklagten Retter Saraardini und Sean Binder – aus einer Innenperspektive so plastisch zu schildern, wie es nirgendwo sonst zu lesen war.

Grillmeier berichtet von ihren zwischenzeitlichen Schwierigkeiten, Redaktionen zu finden, die ihr Texte über Moria abnehmen. Vielen sei die Geschichte „auserzählt“ erschienen, schreibt sie. Dabei sei zu jener Zeit der „systematische Abbau des Rechts in vollem Gange“ gewesen.

Tatsächlich ist die Aufmerksamkeit von Medien und Zivilgesellschaft für die Lage in Moria und an den Außengrenzen insgesamt im Vergleich zu früheren Phasen der Abschottung hoch geblieben. Die Jahre davor waren keineswegs durch weniger Entrechtung bestimmt – Grillmeier selbst spricht das verliesartige, 2012 geschlossene Moria-Vorgängerlager Pagani auf Lesbos an.

Doch damals schaute niemand hin, heute wissen alle Bescheid – auch wenn dies nicht unbedingt heißt, dass sich die Dinge ändern. Das gewachsene Bewusstsein aber



Ein Junge in Moria wärmt sich am Brottofen die Füße Foto: Franziska Grillmeier

ist genau das Verdienst von Menschen wie Grillmeier, die mit ihrer Arbeit die Aufmerksamkeit wachhalten. Bis heute. Unter anderem mit ihrem Buch.

Zu widersprechen ist Grillmeier in ihrer Tendenz, die Geschichte so recht erst 2016 mit dem EU-Türkei-Deal beginnen zu lassen. Tatsächlich war Moria in seiner Beschaffenheit – wer es von innen sah, fühlte sich von Beginn an an Guantánamo erinnert, und das kam nicht von ungefähr – schon seit der Eröffnung 2013 ein „Baustein der europäischen Abschreckungsarchitektur“, wie es in dem Buch heißt, und wurde nicht erst 2016 dazu.

Das Lager, so schreibt Grillmeier treffend, sei „eine Bühne von Rechtsverletzungen“ geworden, die „fotografiert werden sollte“, damit die

Abschreckung wirklich griff. So erklärt sich auch, und das wäre zu ergänzen, dass Griechenland lange enorme Summen der EU zur Flüchtlingsversorgung einfach nicht abrief, um das Elend künstlich aufrechtzuerhalten.

Das Buch zeichnet Moria als Gravitationspunkt der EU-Abschreckungsmechanik. Tatsächlich wurde es in der Folge des EU-Türkei-Deals zwar zum größten Lager seiner Art. Singular in dem Ausmaß seiner Entrechtung entlang der EU-Außengrenzen und ihrem Vorfeld war es indes nie.

Zweifelloso aber war es ein Ort, den es mit Blick auf die Menschenrechte „nicht hätte geben dürfen und über den man genau deswegen sprechen musste“, wie Grillmeier schreibt und genau das tut.



**Franziska Grillmeier:** „Die Insel: Ein Bericht vom Ausnahmezustand an den Rändern Europas“. C. H. Beck, München 2023, 220 Seiten, 24 Euro

taz talk

meets  
Buchmesse  
Leipzig

Unser Programm auf der Leipziger Buchmesse, taz Studio Halle 5 | C 500 und online im Stream. Aktuelle Informationen unter: [taz.de/buchmesse](http://taz.de/buchmesse)

Live im taz Studio auf der Messe und im Stream

**DONNERSTAG, 27.04.2023**

- **„Davis Trietsch – Der vergessene Visionär“** Lisa Gebhard (Mohr Siebeck) 11:15  
Zionistische Zukunftsentwürfe zwischen Deutschland, Palästina und den USA. Moderation: Klaus Hillenbrand
- **„Steinhammer“** Jörg Thadeusz (KiWi) 12:15  
Ein Roman über einen Aufsteiger, der es aus ärmlichen Verhältnissen bis zum Kunstprofessor bringt. Moderation: Peter Unfried
- **„Die Qualen des Narzissmus“** Isolde Charim (Zsolnay) 13:15  
Ein philosophisches Buch über Narzissmus als Entwicklung eines Ich-Ideals und gesellschaftliche Ideologie. Moderation: Peter Unfried
- **„Im Widerschein des Krieges“** Gerd Koenen (C.H.Beck) 14:15  
Der russische Angriffskrieg, die Frage nach dem Warum und den Zielen Russlands – eine Langzeitdiagnose. Moderation: Andreas Fanizadeh
- **„Habibitus“** Hengameh Yaghoobifarah (Aufbau) 15:15  
Der Kolumnenband von Hengameh Yaghoobifarah entlarvt, was in Deutschland alles schief läuft. Moderation: Katrin Gottschalk
- **„Diva. Eine etwas andere Opernverführerin“** Barbara Vinken (Klett-Cotta) 16:15  
Barbara Vinken entlarvt Oper auf vernünftige, geistreiche Weise als ein hochpolitisches, subversives Genre, das jegliches Genderkorsett sprengt. Moderation: Doris Akrap
- **„Das Café ohne Namen“** Robert Seethaler (Ullstein) 17:00  
Eine Stadt im Aufbruch, ein Mann, der seiner Sehnsucht folgt – Seethaler knüpft an den Schauplatz seines Erfolgs „Der Trafikant“ an. Moderation: Klaus Hillenbrand

taz FUTURZWEI-Zukunftsgespräch:

**Wir machen Ernst**

● **Live in der Galerie KUB Leipzig, Kantstr. 18 und im Stream** Harald Welzer (Hrsg. taz FUTURZWEI) und Peter Unfried (Chefredakteur taz FUTURZWEI) im Gespräch. 19:00

**FREITAG, 28.04.2023**

- **„Nackt in die DDR“** Aron Boks (Harper Collins) Aron Boks über seinen Großonkel Willi Sitte. Eine Annäherung an ein Land, das es nicht mehr gibt. Moderation: Simone Schmollack 10:15
- **„Aminas Lächeln“** Björn Bicker (Kunstmann) 11:15  
Was bedeutet Herkunft, Heimat, Sprache? Erzählungen über Menschen, die ihren Platz in der Gesellschaft behaupten. Moderation: Jan Feddersen
- **„Ich höre keine Sirenen mehr“** Daniel Schulz (Siedler) 12:00  
Eine beeindruckende Nahaufnahme von Menschen, die seit Jahren mit dem Krieg in der Ukraine, im eigenen Land, leben. Moderation: Anastasia Tikhomirova
- **„Versöhnungstheater“** Max Czollek (Hanser) 13:15  
Klug und polemisch seziert Max Czollek den Wandel im deutschen Selbstverständnis. Eine kritische Analyse der deutschen Erinnerungskultur. Moderation: Barbara Junge
- **„Ich tauche auf“** Dirk von Lowtzow (KiWi) 14:15  
Tocotronic-Sänger Dirk von Lowtzow erzählt von einer Zeit des äußeren Stillstands und inneren Aufbruchs – ein Jahr Pandemie. Moderation: Andreas Fanizadeh
- **„Eva“** Verena Keßler (Hanser Berlin) 15:15  
Ein Roman über das Kinderkriegen und die Klimakatastrophe und gleichzeitig ein warmherziges und tiefgründiges Porträt von Mutterschaft. Moderation: Barbara Junge
- **„Über Israel reden“** Meron Mendel (KiWi) 16:15  
Wie wird das Verhältnis zu Israel und zum Nahostkonflikt in Deutschland verhandelt: über deutsche Debattenkultur. Moderation: Jan Feddersen
- **„Zumutung Demokratie“** Sophie Schönberger (C.H.Beck) 17:00  
Ein Essay über das Miteinander in der Demokratie, über gegenseitiges Aushalten und Übereinkunft. Moderation: Andreas Fanizadeh

**SAMSTAG, 29.04.2023**

- **LMD Edition Süd.Ost.Asien.** Sven Hansen & Dorothee d'Aprile (Le Monde diplomatique Berlin) Was ist los in Südostasien – die neue LMD-Edition im Fokus. 10:15
- **„Der Name der Ente“** (Schreibstark) und **„Nordirland. Zwischen Bloody Sunday und Brexit“** (Andreas Reiffer) Ralf Sotscheck 11:15  
Zwei neue Werke von Ralf Sotscheck: Geschichten und Reportagen aus Irland. Moderation: Michael Ringel
- **„Bären“** Helmut Höge (Moloko Print) 12:00  
Ein neuer Band aus der Reihe „Kleiner Brehm“ über die brummigen Zeitgenossen. Moderation: Harriet Wolff
- **„Seemann vom Siebener“** Arno Frank (Klett-Cotta) Brütende Hitze, ein Freibad und sechs Menschen, deren Lebenswege sich für einen Moment miteinander verbinden. Moderation: Ulrich Gutmair 13:15
- **Wahrheitklub** mit Harriet Wolff, Michael Ringel, Tom Körner alias @TOM und Ihnen! Und natürlich mit Prickelwasser und guten Gesprächen. 14:00
- **„Besser allein als in schlechter Gesellschaft“** Adriana Altaras (KiWi) 15:00  
Die Geschichte der 101-jährigen Tante Jele oder wie man lernt, das Leben anzunehmen. Moderation: Doris Akrap
- **„Wir sind die Türken von morgen“** Ulrich Gutmair (Klett-Cotta) Über die wahren Protagonisten der revolutionären 80er – eine Korrektur der Geschichte der Popkultur. Moderation: Doris Akrap 16:15
- **„Europa für Eigensinnige.“** Edith Kresta (Hg.), (Bebra) In 45 Reportagen quer und nachhaltig durch Europa. Ein Reiseführer abseits ausgetretener Pfade. Moderation: Sarah Diehl 17:00

**SONNTAG, 30.04.2023 KINDER- UND JUGENDPROGRAMM**

- **Live auf dem Messegelände**
- **Lesemarathon für Kids** 10:00 – 12:30  
Neue Bücher und Graphic Novels für Kinder und Jugendliche zum Selberstöbern. Moderation: Susanne Sigmund
- **Auf Zeitreise mit Stift und Papier** 14:00 – 16:00  
Der taz-Comicworkshop für Kinder von 6-13 Jahren mit Zeichnerin Julia Kluge. Anmeldung am taz Stand empfehlenswert!